



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

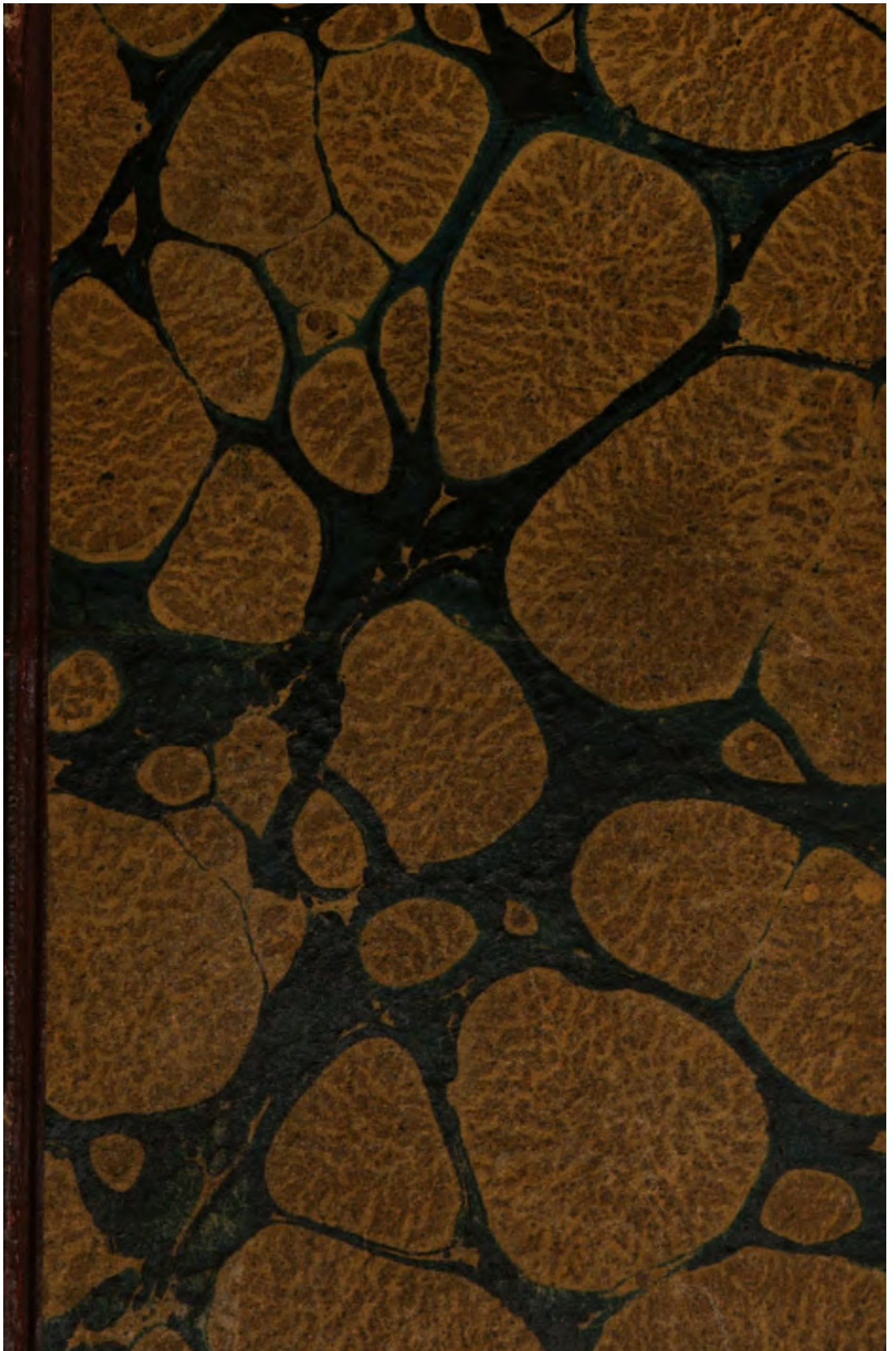
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

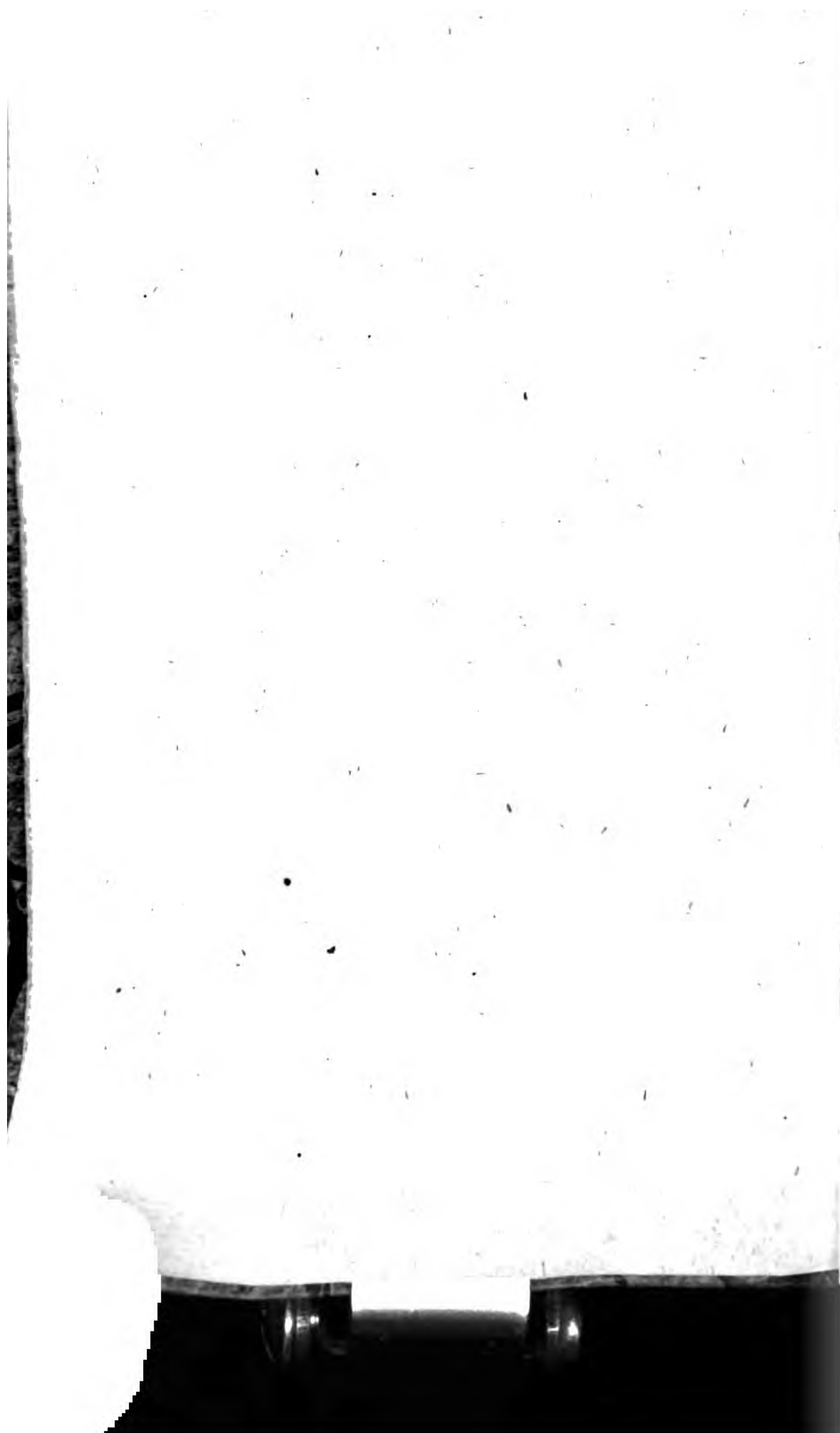
<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



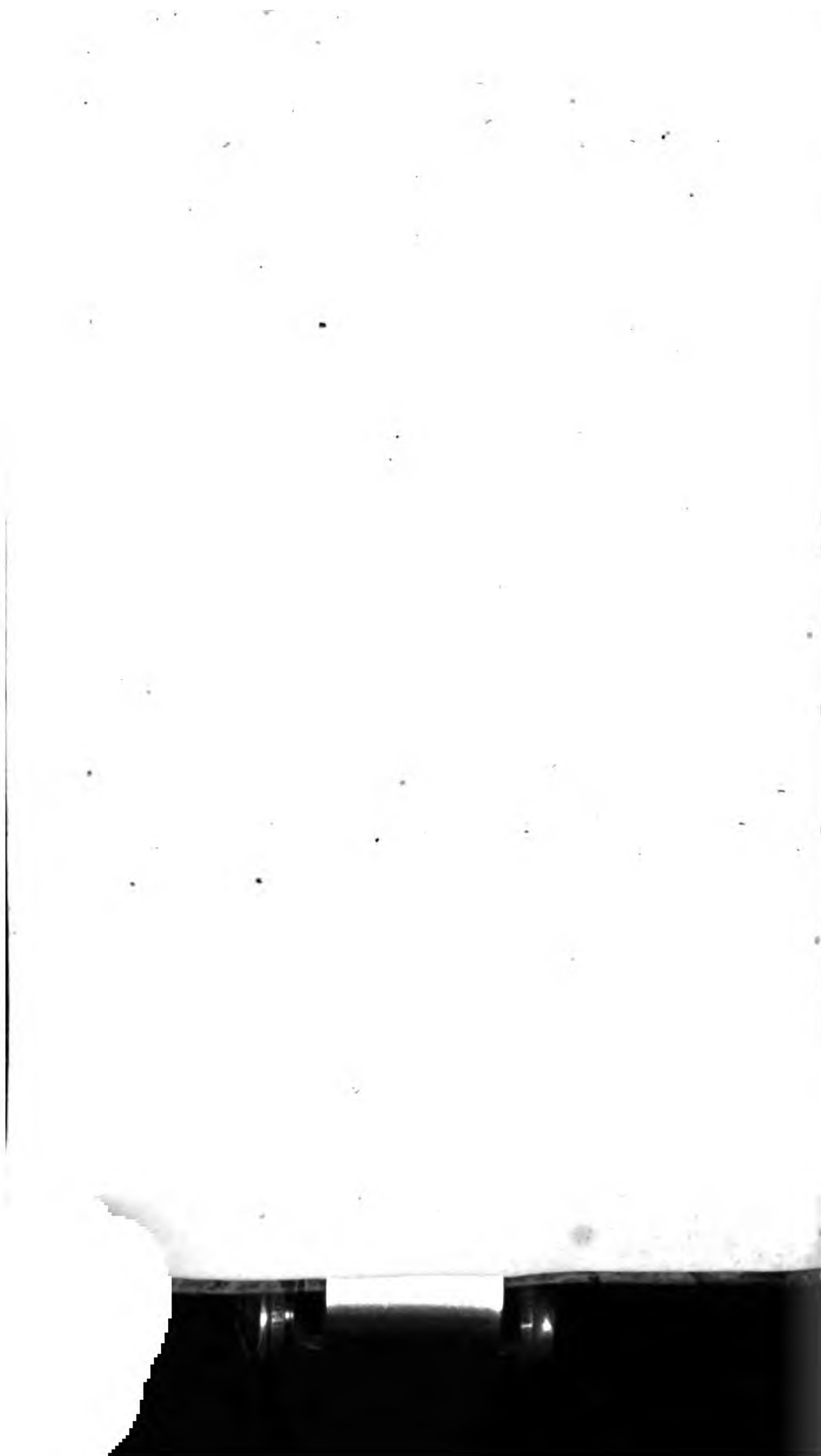
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





















fen der Ruhe, als ganz unvermuthet Banner's und Torstenson's wilde Haufen in sein Vaterland eindringen, Alles mit Feuer und Schwerdt verwüsteten, und die verheerende Fluth sich auf seine Gegend zuwälzte. Nun blieb ihm nichts übrig, als mit Frau und Kind zu fliehen, und sein Schloß den wüthenden Schaaren Preis zu geben.

In Prag, wohin er sich mit den Seinigen nicht ohne Gefahr gerettet hatte, starb seine geliebte Gemahlin an den Folgen des Schreckens, und ein jüngerer Knabe folgte ihr bald im Tode nach. Tiefgebeugt ging der Graf von Prag, das ihm nichts als traurige Erinnerungen bot, nach Wien, wo ihm viele Freunde lebten. Im Kreise geliebter Anverwandten heilten allmählich seine Wunden, und nachdem der langersehnte Friede das erschöpfte Vaterland beruhigt hatte, zog ihn stille Sehnsucht nach dem verlassenen Orte seiner Geburt, nach den Gräbern seiner Ahnen, und er beschloß, jetzt dahin zu gehen und dort das Hochzeitfest seines ältesten und nun einzigen Sohnes zu feiern.

Graf Friedrich war ein lebenswürdiger junger Mann. Mit einer angenehmen Gestalt und gefälligen Sitten verband er mancherlei Eigenschaften, die ihn in Gesellschaften beliebt und seinen Freunden werth machten. Er zeich-

nete und malte, war glücklich im Ergreifen der Aehnlichkeiten und besaß einen großen Band kleiner Bildnisse von Bekannten, die er selbst auf seinen Reisen verfertigt hatte. Er war in Paris, in Madrid, in Italien gewesen, und für jene Zeit und für seinen Stand ein kleines Wunder. Sein Vater sah seiner Ankunft mit Stolz und Freude entgegen. Was den redlichen Greis aber noch inniger vergnügte, war der Ruf reiner Sitten, den sein Sohn sich überall zu erhalten und unverfehrt in's Vaterland mitzubringen gewußt hatte.

Familienübereinkunft und kindliche Zuneigung hatten seit langen Jahren Graf Friedrich und Euitgarde für einander bestimmt. Der alte Graf liebte in seiner Nichte nicht bloß das Ebenbild einer theuern Schwester, er liebte auch in ihr das schuldlose Gemüth, den stillen Sinn, den die Stürme jener Zeit früher, als die Jahre gereift hatten. So war sie in ihrer Kindheit und frühern Jugend in Prag und Wien neben ihrem Vetter aufgewachsen. Später hatten seine Studien und Reisen ihn lange von ihr getrennt, und sie sah jetzt mit inniger Freude einem Wiedersehen und einer Verbindung mit dem Jugendgespielen entgegen, die sie, seit ihr Geist sich zu entwickeln angefan-



Ja, fuhr der Oheim zu ihr fort: „Der Graf Lanský, mein Jugendfreund, der einst deine Mutter hatte heirathen sollen! Verhältnisse trennten diese Verbindung, Lanský ging auf seine Güter in Schlesien, ich habe ihn seitdem nur wenig mehr gesehn. Er verheirathete sich dem Wunsche seines Vaters gemäß und fand den einzigen Trost einer unzufriedenen Ehe in der Geburt eines schönen, vielversprechenden Knaben. Da wälzte sich die Woge des verheerenden Krieges auch über jene Gegenden. Der wilde Mannsfeld, von Wallenstein verfolgt, zog mit dem Reste seines Raubgesindels, durch Schlesien sich durchschlagend, bis nach Siebenbürgen zu Bethlen Gabor. Alle Schrecken und Verheerungen, die ein fliehendes, von Allem, was zu seinem Unterhalte nöthig ist, entblößtes Heer begleiten, trafen die Güter meines Freundes. Die Mannsfeldschen brachen mit Feuer und Schwerdt in die Dörfer, das Schloß ging in Flammen auf, die Plünderer drangen hinein. Was die Flamme nicht fraß, fiel in ihre Hände, oder unter ihren Klingen. So ging auch der Sohn meines Freundes verloren. In dem Zimmer, das er bewohnt hatte, fand man den Leichnam einer seiner Wärterinnen, der halb von den Flammen verzehrt war. Was aus dem Kinde geworden war, wußte Niemand. Lange hatte

der unglückliche Vater die Hoffnung genährt, das Kind, ein holder Knabe von vier Jahren, könnte wiedergefunden werden, weil seine Leiche nicht entdeckt worden war; aber mehr als zwanzig Jahre vergeblichen Wartens und fruchtloser Nachforschungen haben ihn endlich überzeugt, daß sein Sohn ein Raub der Flammen geworden ist, und Lansky steht nun kinderlos auf seinen Herrschaften, die sich seitdem noch nicht von den Verwüstungen erholen konnten.“

Der Pfarrer brach in neue Klagen und Verwünschungen des Krieges aus. Luitgarde hatte still da gesessen, ein tiefer Seufzer schwellte ihre Brust. Jetzt erhob sie das dunkle Auge mit wehmüthigem Ausdruck auf ihren Oheim und sagte: Hieß der verlorene Knabe nicht Victorin, lieber Oheim?

Ich glaube ja, erwiederte dieser.

Meine gute selige Mutter hat mir öfters erzählt, fuhr sie mit einem kleinen Erröthen fort, daß einmal von einer Verbindung —

Ganz recht, fiel Graf Martinis ihr in's Wort: Du warst zur Braut dieses Victorin bestimmt. Weil sein Vater deine Mutter nicht besitzen durfte, sollte das sehnlich gewünschte Band ihre Kinder beglücken. Doch du warst kaum geboren, als der Himmel, gleichsam um jede Möglichkeit einer Vereinigung zwischen

E. Pichler, 3. Bändchen. 2



unfern Häusern zu zerstören, dir den Bräutigam durch den Tod entriß.

Er hat mir den Verlust reich ersetzt, erwiderte Luitgarde erröthend, indem sie des Oheims Hand an die Lippen zog. Ja, sagte der alte Graf: mein Friedrich ist ein edler Jüngling, ich hoffe mit Gottes Beistand, er wird dich so glücklich machen, als du, gutes Kind, es verdienst.

Amen! rief der Pfarrer, und faltete andächtig die Hände.

Luitgarde seufzte, indem sie des Oheims Hand an ihre Brust drückte: Ach! wenn er nur schon da wäre!

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen vergingen die langen Herbstabende nicht ohne Genuß; aber wenn auch Luitgarde Vieles, ja das Meiste von dem erzählte, was ihr begegnete, so gab es doch Einiges, was sie ihrem Oheim nicht mittheilte. So war sie an einem der ersten schönen Tage, welche sie auf dem Schlosse verlebte, ihrer Gewohnheit nach in den Garten und aus demselben in den nahen Wald spazieren gegangen. Ein Hügel, auf dem eine Gruppe von prächtigen Buchen stand, war das gewöhnliche Ziel ihrer Wanderungen, von dem aus sie die Gegend und den Fluß, der hier zwischen den Bergen hervorkam, übersah. An jenem Tage lockte die Neugierde sie weiter. Sie stieg vom

an  
Sp  
fert  
ten  
len  
Da  
hoch  
trat  
nich  
lehr  
eben  
sam  
Sch  
und  
fleck

Gipfel herab und dachte leicht und ohne Hinderniß an den Fluß herab kommen zu können, der hinter dem Hügel herumfloß; aber als sie ein paar hundert Schritte zwischen Gebüsch herabgestiegen war, fand sie plötzlich einen jähen Abgrund, felsicht und schroff, unter welchem die Moldau laut tosend zwischen engen, steinigten Ufern hinbraus'te. Der wildschöne Anblick reizte sie, sie blieb stehen und schaute mit wunderbarer Sehnsucht hinab in das wechselnde Gestrudel der Wogen, die sich bald kochend überschäumten, bald über höhere Steine in glattem Spiegel hinabflossen. Ein kleiner Knabe spielte am Ufer mit flachen Steinchen und allerlei Spielzeug, das er auf die Oberfläche des Wassers warf und sich daran ergözte, wenn die leichten Gegenstände bald auf der Spitze der Wellen erschienen, bald in Tiefen verschwanden. Da rauschte es im Dickicht des Ufers. Eine hohe Mannsgestalt in dunkelfarbiger Kleidung trat heraus, doch so, daß Euitgarde sein Gesicht nicht sehen konnte, das gegen den Fluß zugekehrt war. Der Mann blieb stehen und schaute ebenfalls in den Strom, dann hatte er langsam sein Wehrgehenke los, zog ein breites Schwerdt rasselnd aus der stählernen Scheide und bückte sich zum Wasser hinab, um Blutflecken, die Euitgarde deutlich erkannte; davon

abzuwaschen. Der Anzug des Fremden, der keinem bestimmten Stande anzugehören schien, das Rasche, beinahe Wilde in seiner Bewegung, sein finsternes Aussehen, das Blut am Schwerdte, Alles kam ihr unheimlich vor, und sie gedachte aller der Erzählungen von Räubern und Mördern, mit welchen der Pfarrer sich trug; dennoch konnte sie nicht umhin, die hohe, stolze Gestalt des Fremden, die sich vortheilhaft in der phantastischen Kleidung ausnahm, selbst das Edle in seinen Bewegungen zu bemerken, und noch stand sie in zweifelhafter Regung zwischen Grauen und Wohlgefallen, als ein jammernder Schrei des Kindes sie aufschreckte, das unvorsichtig seinem Spielzeuge in's Wasser nachgestürzt war. Luitgarde stieß ebenfalls einen Laut der Angst aus. Der Fremde fuhr empor, warf Hut, Schwerdt und Mantel ab, sprang in den Fluß, zog den schreienden Knaben heraus, ergriff hastig die weggeworfenen Kleidungsstücke, sah sich noch einmal wild um, und floh, so schnell er konnte, in's Dickicht hinein. Luitgarde stand betäubt, verwirrt durch Alles, was sie gesehen. Auch das Kind sah sich verwundert nach seinem Retter um; aber er war verschwunden, und jene erste Vermuthung von etwas Unheimlichem drängte sich ihr lebhafter auf. Doch der Unbekannte hatte ja so mensch-

lich schön an dem fremden Kinde gehandelt, er konnte nicht unedel, er konnte kein Mitglied eines Bundes von Verbrechern sein. Wer es aber immer sein mochte, er wollte nicht gesehen werden, er hatte ein Geheimniß und das beschloß sie dem edelmüthigen Retter des Kindes treu zu bewahren.

Sie erwähnte des Zufalls nie im Schlosse, aber sie liebte es, sich in einsamen Stunden die Scene zurückzurufen, sich, so viel als möglich war, auf die nur flüchtig erblickten Züge des Fremden zu besinnen und aus Allem, was sie gesehen und nicht gesehen hatte, sich ein Ganzes zu bilden, das jene wunderliche Erscheinung erklären sollte.

Indessen mehrten sich die Gerüchte von den Räuberbanden, die hier und da in Wäldern oder verwüsteten Schlössern sich aufhielten und von dort Schrecken und Unglück über ganze Gegenden verbreiteten. Die allerschrecklichsten, so wie die seltsamsten Erzählungen wurden von einer dieser Gesellschaften verbreitet, deren Hauptmann der schwarze Friß genannt wurde, und allgemein als der kühnste und entschlossenste Räuber bekannt war. Einige hielten ihn für einen Mannsfeldschen Freibeuter, andere für einen dunkelfarbigen Italiener von des Cardinal Infanten Truppen, noch andere machten



ihn zu einem Köhlerssohne aus Sachsen, der sich durch Muth und Verstand bis zum Offizier unter den Schwedischen Truppen geschwungen habe, nach dem Kriege aus Mangel und Mißmuth in die Wälder gegangen und das Haupt von einer Schaar kühner Abenteurer geworden war, die, was das Schicksal nach ihrer Ansicht an ihnen gesündigt, nun an Beglückteren rächen wollten. Man trug sich mit einer Menge Anekdoten von diesem schwarzen Friß und seiner Bande. Sie waren bald schauerlich, bald wunderbar, bald gräßlich, nie aber gemein, und Alle, besonders die, wo der Hauptmann selbst eine Rolle spielte, trugen das Gepräge einer wilden Größe, nicht ohne Reste von Menschlichkeit, ja manchmal Großmuth und kühner Verachtung jeder Gefahr.

Luitgarde konnte nie bei solchen Gesprächen gegenwärtig sein, ohne daß ihr nicht der Fremdling vom Moldaustrande einfiel. Das Blut am Schwerdte, die seltsame Kleidung, die dunkle Gesichtsfarbe, selbst die Scheu, mit der er floh, Alles schien ihr auf ein Mitglied jenes furchtbaren Bundes, wo nicht gar auf den Hauptmann desselben, den berühmten schwarzen Friß, zu deuten, und sie bedauerte nun noch mehr, daß sie seine Züge so wenig hatte unterscheiden können. Doch hörte sie mit lebhaftem



Interesse allen Gesprächen von ihm zu, und wenn auch ihr rechtlicher Sinn sich mit Abscheu von den erzählten Gräueltthaten abwandte, so konnte sie doch einen lebhaften Antheil nicht unterdrücken, der aus der Betrachtung so vielen Muthes, solcher Willenskraft und Kühnheit entsprang, verbunden mit den innigsten Bedauern über den Mißbrauch so schöner Kräfte und einer zarten Regung von Mitleid, was dieses von der Natur so reich begabte Wesen in andern Verhältnissen hätte werden können, und was nun sein Loos in dieser und jener Welt sei!

Immer näher, immer häufiger, fingen die Spuren von dem Dasein jener Bande an, sich um Luitgardens Wohnsitz zu zeigen. Graf Martiniz dachte auf ernstliche Gegenanstalten, und mitten unter diesen Bewegungen und Erörterungen traf ein Brief von Graf Friedrich ein, der seine Ankunft auf die nächsten Tage festsetzte. Auch er hatte von den Gerüchten gehört, die über die Unsicherheit jener Gegenden sich schon bis Wien verbreitet hatten, auch ihm war der schwarze Friß als ein gefürchtetes Ungethüm geschildert worden, und er nahm daher seine Maasregeln sehr vorsichtig, so, daß er, von mehreren Bedienten begleitet, nur in kurzen Tagereisen, um nie in der Nacht zu fahren, seinen Weg einrichten und sich vor den berüch-

tigsten Stellen Geleite von den nächsten Militärposten verschaffen wollte. Der alte Graf war sehr froh über diese kluge Vorsicht seines Sohnes, dessen Reise ihn längst mit Besorgniß erfüllt hatte. Luitgarde freute sich recht sehr auf den lieben Jugendgespielen, auf den treuen Theilnehmer ihrer Einsamkeit und so beschloß sie, einen Besuch bei einer ihrer Freundinnen in der Nachbarschaft, den sie sich längst vorgenommen hatte, lieber jetzt gleich zu machen, um dann ungestört der Nähe und des Umgangs ihres Geliebten zu genießen. Der Oheim willigte ein, die Freundin war nur zwei Stunden entfernt, Luitgarde sollte bewaffnete Bediente und ihre Kammerfrau mitnehmen, am Morgen des einen Tages hin, am Morgen des dritten zurückfahren und, um aller Gefahr zu entgehen, die offene Straße über den Berg wählen.

Luitgarde ließ sich Alles gefallen, obwohl in ihr Herz keine Furcht gekommen war, und die Reise ging glücklich vor sich, bis auf den schlechten Weg, der durch lange Vernachlässigung und das Herbstwetter grundlos geworden war. Schon waren sie auf dem Rückwege, und hatten das Schloß der Freundin lange verlassen, als mitten auf der Anhöhe, wo der Weg sich am steilsten Ufer eines Wildbaches hinzog und die Pferde kaum mehr im Stande waren, die

in  
St  
gart  
hilt  
ze  
schloß  
fern,  
lichte  
hend  
Brau  
zu fe  
einem  
Bahn  
Sprach  
betraf  
Luitg  
als g  
bot

Rutsche in den tiefen Geleisen aufwärts zu ziehen, ein Rad brach und Alles zusammenstürzte. Das Jammergeschrei der Kammerfrau, das Fluchen der Domestiken zogen einen Mann herbei, der in sauberer bürgerlicher Kleidung vom Berge herab seines Weges kam. Er sah den Unfall, eilte herbei, griff thätig zu und zog, indes die Andern verwirrt durcheinander liefen, die erschrockenen Frauen aus der umgestürzten Rutsche. Die Kammerfrau sprang ihm zuerst in die Arme, er setzte sie an einer trockenen Stelle nieder und eilte zum Wagen zurück. Luitgarde hatte sich aufgerichtet, sie reichte dem hilfreichen Fremden die Hand, ihr Auge begegnete dem feinigen, und — eine Purpurgluth schoß in ihre Wangen. Es war eines der schönsten, wenigstens der bedeutendsten Männergesichter, die sie je gesehen. Große, dunkelglühende Augen bligten sie unter schön gewölbten Braunen an, eine regelmäßige Nase senkte sich zu fein gespaltenen Lippen nieder, und zwischen einem dunkeln Schnurrbart blickten blüthenweiße Zähne hervor, indem er mit Anstand und reiner Sprache ihr seine Hülfe anbot. Auch er schien betroffen über den Anblick seiner Geretteten, und Luitgarde bemerkte leicht, daß er sie mit mehr als gewöhnlicher Höflichkeit behandelte. Er bot ihr seinen Arm, er leitete sie sorglich, und

an einer sehr sumpfigen Stelle erbat er sich die Erlaubniß, sie auf seinen Armen hinüber zu tragen. Ihr blieb nichts übrig, als einzuwilligen, wenn sie nicht bis an den Knöchel versinken wollte. Ehrerbietig umfaßte er sie, kein unanständiges Nahen, kein kühner Blick mißbrauchte die verführerische Lage. Ohne die Augen zu ihr zu erheben, ohne einen Laut trug er sie über den Sumpf, setzte sie am trockenen Rande des Weges hin, und wagte nur, sie zu halten, bis sie sich gesammelt hatte, damit sie nicht vielleicht, vom Schwindel ergriffen, in die Tiefe stürzen möchte. Jetzt, als ihre ganze Besinnung zurückgekehrt war, dankte sie dem Fremden sehr verbindlich, der nicht ohne Verlegenheit ihren Dank annahm, aber sogleich zu dem Wagen eilte und hier durch Rath und Hülfe das Beste that. Seine Augen hatten schnell Alles gefaßt, Alles bemerkt. Er befahl, er herrschte den Leuten zu; keiner war, der sich widersetzte, dem es auch nur einfiel, sich über den gebietenden Ton des Fremden aufzuhalten. Der Wagen wurde zusammengeknüpft, so gut es möglich war, und langsam den Berg hinab in das Haus geleitet, das der Fremde ihnen bezeichnete, und wo sie Geräthe, Werkzeug und helfende Hände finden sollten; er aber kehrte nun zu den Frauen zurück, und fragte Luitgarde, ob sie nicht eben-



falls mit hinunter in das Haus gehen wollte, wo sie sich erholen, und mit mehr Bequemlichkeit warten könnte, bis der Wagen wieder zurecht gemacht sein würde. Sie willigte ein, der Fremde ging neben ihr her, die Kutsche mit den Domestiken folgte langsam. So kam der Zug den Abhang hinunter. Der Fremde unterhielt sie mit verständigen Gesprächen und zeigte eine Denkart und Sitten, die weit über dem schienen, was sein Anzug verkündete. Unter anderm befragte er sie, warum sie nicht lieber den bequemern Weg unten durchs Waldthal gefahren wäre, da die Straße über den Berg in dieser Jahreszeit immer schlecht wäre? Luitgarde lächelte und sagte nach einem kleinen Bedenken: die Straße da unten durch den Wald soll unsicher sein, mein Oheim hat für mich gefürchtet.

Und Ihr, edles Fräulein, fürchtet Euch nicht?

Nein, erwiederte Luitgarde: Man sagt, der Räuberhauptmann, der schwarze Friß, wie sie ihn nennen, hat stets gute Kundschaft von Allem, so wird er auch gewußt haben, daß ein Fräulein, welches mit ein Paar Domestiken eine Freundin zu besuchen fährt, keine Schätze bei sich führt, die ihn reizen könnten.

Ganz wohl, mein Fräulein; aber der schwar-



ze Friß soll nicht bloß raubsüchtig, er soll auch verwegen und grausam sein und oft zur Lust —

Nein, erwiderte Luitgarde bestimmt: Das glaube ich nicht. Ohne Zweck, ohne Aussicht auf reiche Beute, bloß um Uebels zu thun, wird der Mensch kein Verbrechen begehen.

Habt Ihr denn eine bessere Meinung von ihm, als die Welt? fragte der Fremde zweifelnd.

Die habe ich, antwortete Luitgarde.

Wirklich? fuhr der Mann auf: Und warum? Woher?

Es mag Euch vielleicht seltsam scheinen, antwortete Luitgarde gelassen, als sie aus der Heftigkeit der Frage auf eine Mißbilligung ihrer Ansicht schloß: Es mag Euch seltsam scheinen; aber ich kann nun einmal von diesem schwarzen Friß nicht all das Böse glauben, was man sich erzählt.

Der Fremde blieb einen Augenblick stehen und sah Luitgarden mit einem seltsamen Blicke an: „Wirklich, edles Fräulein? Thut Ihr das?“

Ja, entgegnete Luitgarde, obgleich Ihr nicht meiner Meinung zu sein und das Urtheil der Menge zu theilen scheint. Und nun erzählte sie ihm sehr gesprächig allerlei Anekdoten, die sie vom schwarzen Friß gehört hatte, und in welchen Allen sie bei wilden Thaten und verwerflichen Beginnen eine gewisse Größe der

Seele und eine nicht gemeine Denkart zu finden glaubte. Der Fremde widersprach ihr öfters, er sah den Räuberhauptmann in viel ungünstigerem Lichte, er schien von seinem Beginnen ziemlich genau unterrichtet zu sein, indem er ihr manches Unbekannte von ihm sagte, und unter andern auch gewiß versicherte, er sei Schwedischer Offizier gewesen, habe mit Auszeichnung gedient, und nach dem Frieden aus Kränkung und Verzweiflung seine jetzige Lebensart ergriffen; aber er erklärte sich bestimmt gegen ihn.

Ich kann Euch nicht widersprechen, da Ihr so wohl unterrichtet seid, sagte sie endlich; aber ich versichere Euch, daß ich mit schwerem Herzen meine bessere Meinung von diesem Menschen aufgebe.

Der Fremde seufzte und sah finster vor sich nieder: Wären mehr Menschen so eines edlen Zutrauens fähig, als Ihr, mein Fräulein, vielleicht wäre dann der Unglückliche nicht so tief gesunken.

Glaubt Ihr? Nun seht, Ihr seyd im Grunde auch meiner Meinung, und so kann ich Euch sagen, daß ich schon mehr als einmal recht herzlich für ihn zu Gott gebetet habe, daß er ihn erleuchten und von seinem blutigen Wege zum Rechten und Guten zurückführen möchte.

Der Fremde schien in heftiger Bewegung,

und Luitgarde, als sie sich besann, was sie gesagt, erstaunte über sich selbst, wie sie dahin kam, einem wildfremden Menschen, den sie zum erstenmale sah, dessen Namen und Stand ihr gänzlich unbekannt war, so aus der Tiefe ihres Herzens zu antworten. Aber es war etwas in dem Betragen des Mannes, das ihre Seele wie mit Gewalt öffnete.

Nun waren sie im Thale. Das Haus lag vor ihnen, der Fremde eilte voraus, bald erschienen die Bewohner und beeiferten sich, die Kutsche heranzubringen und Alles vorzukehren, was zu ihrer Herstellung vonnöthen war. Es schien, als habe der Fremde hier zu befehlen, und Luitgarde nähete sich, da er nicht erschien, einem von den herbeigekommenen Leuten. Jetzt sah sie sie erst genauer an. Es waren lauter wunderliche, abschreckende Gestalten, und nicht ohne Widerwillen redete sie einen Mann an und fragte nach dem Herrn. Er war ein Kaufmann aus Budweis und der Hof und Hammer hier gehörte fein. Luitgarde beruhigte sich. Diese schwarzen, wilden Männer waren Eisenarbeiter, auch machte es ihr Vergnügen, zu sehen, wie geschickt sie die Arbeit angriffen, so, daß sie hoffen konnten, ihre Reise bald fortsetzen zu können. Aber noch immer blieb der Fremde aus. Endlich erschien er. Mit trübem Aus-

druck in den Blicken bat er sie um Verzeihung, daß er sie habe warten lassen, und ersuchte sie ehrerbietig, ins Haus einzutreten. Er öffnete ein artiges Zimmer im Erdgeschoße, eine kleine Collation stand auf einem Tische bereit, eine alte Frau empfing sie mit vielen Bücklingen. Die Art, wie der Fremde ihr einen Stuhl brachte, ihr von den Früchten und Confituren anbot, sie unterhielt, zeugte von feiner Lebensart, und ein schwermüthiger Ausdruck in diesen kräftigen Zügen, verbunden mit dem weichen Ton seiner Stimme, regte ihr Herz in den seltsamsten Gefühlen auf. Nun kamen ihre Leute und meldeten ihr, daß Alles bereit und der Wagen im Stande sei, sie weiter zu bringen. Der Fremde fuhr vom Stuhl empor, ein fürchterlicher Blick schoß auf den eintretenden Bedienten, der seiner Gebieterin diese unwillkommene Botschaft brachte. Luitgarde schrak zusammen. Der Fremde bemerkte es, und sogleich wieder milde, bat er sie um Vergebung seiner raschen Bewegung, und bot ihr den Arm, um sie zum Wagen zu führen. Sie verneigte sich freundlich und legte ihre Hand auf seinen Arm. Da blieb er plötzlich stehen, sah sie lange an und sagte nach einigem Kampfe mit sich selbst: Erlaubt, edles Fräulein, daß ich Euch ein paar Worte allein sage.



Luitgarde winkte der Kammerfrau, voraus zu gehen, und auch die Alte verließ das Zimmer.

Ihr habt mir von dem schwarzen Friß gesagt. Ihr fürchtet ihn zwar nicht, aber seine Leute. Er hat Ursache, sich vor mir zu scheuen. Wo ich bin, kommt er gewiß nicht hin. So erlaubt, daß ich Euch diesen Ring gebe, und wenn Ihr einst durch ein unglückliches Ungefahr in seine oder seiner Leute Hände gerathet, so weist diesen Ring vor, und Ihr seid gerettet.

Luitgarde stand bestürzt. Ein Gedanke, der wie ein Blitz ihre Seele durchzuckte, machte sie verstummen. Der dunkle Fremdling am Moldaustrom erschien vor ihrem Geiste, sie glaubte einige Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Hammerherrn zu finden, ein Schauer überlief sie, und, ohne reden zu können, ohne den Ring zu nehmen, den er ihr darhielt, sah sie ihn forschend und graufend an. Der Adel dieser Züge, der milde Ausdruck seiner Augen strafte eine kindische Furcht Lügen; sie faßte sich und ergriff den Ring. Es war ein schöner Carniol in Gold reich gefaßt, und zu beiden Seiten mit drei kleinen Diamanten in Form eines Kleeblatts besetzt.

Ich danke Euch recht sehr, und erkenne den ganzen Umfang meiner Verpflichtung gegen

Euch. Diesen Ring werde ich als ein theures Kleinod aufbewahren, und ihn, wenn ich seiner nicht mehr bedarf, mit dem lebhaftesten Dank seinem Eigenthümer zurückstellen. Aber seid nun auch so gütig, mir Euern Namen und Wohnort zu sagen, damit ich —

Drückt Euch das arme Geschenk des wilden Fremdlings? rief der Mann mit ausbrechendem Zorne: Der Ring ist mir sehr theuer. Ich gab ihn Euch, er sollte Euch dienen, er sollte Euch vielleicht retten, er sollte dafür bei Euch bleiben dürfen, und Ihr —

Luitgarde erröthete bis unter die Locken, ihr Auge suchte den Boden, und schnell ließ sie, ohne zu bedenken, was sie that, den Ring in den Busen fallen, weil Jemand ins Zimmer trat. Der Hammermeister bot ihr aufs Neue den Arm, sie schritten hinaus, er hob sie in den Wagen, ein leichter Druck, den er auf ihre Hand wagte, wurde eben so flüchtig erwidert, ihre Blicke begegneten sich noch einmal und die Pferde rissen den Wagen fort.

In tiefen Gedanken und streitenden Gefühlen fuhr sie dahin. Sie konnte sich nicht läugnen, daß die Erscheinung des Budweiser Hammerherrn einen wunderbaren Eindruck auf sie gemacht hatte. So war ihr noch kein Mann vorgekommen, und das Unbegreiflichste war ihr

die Gewalt, mit der sein Inneres auf das ihrige zu wirken, sie zur Offenheit und Wohlwollen gegen ihn gleichsam zu zwingen schien, gegen ihn, den sie nie gesehen, ja dessen Neuerungen und Umgebungen so manches seltsame und nicht freundliche Räthsel zu enthalten schienen.

Angelangt auf dem Schlosse ihres Oheims, kam ihr dieser voll Freuden und mit der Nachricht entgegen, daß ihr Bräutigam noch diesen Abend eintreffen werde. Luitgarde hatte das ungefähr gewußt, und doch berührte sie diese Nachricht wie ein Donnerschlag. Sie war nicht im Stande zu antworten; die Müdigkeit, die Erschütterung der Reise — die Kammerfrau hatte sogleich ihren Unfall weitläufig erzählt — dienten ihr zum Vorwand, sich in ihr Zimmer zu begeben. Hier warf sie sich auf einen Stuhl. Ein Sturm erhob sich in ihrer Brust, tausend Gedanken, Bilder und Gefühle fuhren im chaotischen Streite durcheinander, Schmerz und Beschämung, Sehnsucht und Bangigkeit, Schauer und Liebe, Widerwillen und Unmuth. Sie war unzufrieden mit sich selbst, mit Friedrichs plötzlicher Ankunft, mit des Fremden zudringlicher Neigung, mit der ganzen Welt. Da wurde es laut im Schlosse, Thüren gingen auf und zu, Menschentritte schallten eilig über die Gänge,



Friedrich war angekommen. Sie mußte sich zusammennehmen und ihm geziemend entgegen gehen.

Sie stand auf, sie fühlte, daß sie zitterte und ihre Knie wankten. O Gott, was ist das? rief sie: Was wird mit mir? In dieser Bewegung, wie sie die Hände jammernd erhob, fiel der Ring des Fremden aus den Falten ihres Busentuches. Sie erschrak, wie vor einem Geiste, vor dem Blinken der Diamanten zu ihren Füßen; aber man nähete sich ihrem Zimmer, schnell hob sie den Ring auf, drückte einen flüchtigen Kuß darauf und verbarg ihn an der vorigen Stelle.

Die Thüre des Borsaaßs ging auf, sie hörte ihren Oheim und eine feine zweite Männerstimme, die ihr Herz umwandte. Entschlossen raffte sie sich auf und eilte ihnen entgegen. Ihr Oheim stand vor ihr und ein junger Mann, in dessen ausgebildeten Zügen sie die Umrisse des jugendlichen Freundes erkannte, bückte sich zierlich und tief. Das ist mein Sohn, mein Friedrich, dein Friedrich, sagte der Oheim freudig, und das ist deine Braut.

Meine schöne Braut, lispelte Friedrich, und breitete die Arme aus, sie zu umfassen. Aber in ihr hatte der innere Sturm seinen höchsten Gipfel erreicht, ein unbeschreibliches Weh durch-



zuckte ihre Brust, sie stieß einen undeutlichen Schrei aus, und sank ohnmächtig auf Friedrichs Schulter.

Als sie zu sich kam, fand sie sich auf ihrem Bette, der Oheim hielt sie in seinen Armen, Friedrich kniete vor ihr, und hielt ihre Hand, während eine Kammerfrau sie mit Essenzen labte. Sie richtete sich auf, sah starr umher, Alles kam ihr vor wie ein Traum, und jetzt brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und machte dem gepreßten Herzen Luft.

Wie ist Euch, liebe schöne Cousine? fragte Friedrich: Ach Gott, Ihr weint! — Wenn ich gedacht hätte, daß es dich so ergreifen könnte, ich hätte dich vorbereitet, sagte der alte Graf: Aber wer konnte glauben —

Euitgarde suchte sich zu fassen: Beunruhigt Euch nicht, lieber Oheim! Und du, Friedrich, vergieb! Ich konnte wahrlich nicht dafür; aber jetzt ist es vorbei, mir ist wieder leichter. Sie stand auf, sie strebte, ihren Better recht freundlich anzusehen und angelegentlich von seiner Reise, von seinem Aufenthalte in Wien zu sprechen. Es kostete sie unsägliche Mühe, aber es gelang.

Friedrich fing an zu erzählen, der Vater hörte mit inniger Theilnahme zu, und Euitgar-

dens aufgeregte Gefühle beruhigten sich nach und nach.

Von nun an war es ausgemacht im Schlosse, daß Euitgarde ihren Bräutigam ganz unbeschreiblich liebe, und Friedrich suchte sich auf alle Weise dieser schönen Neigung werth zu machen. Euitgarde fühlte dieß an tausend geflissentlichen Aufmerksamkeiten, an zierlichen Bestrebungen, ihre Wünsche zu errathen und ihr gefällig zu werden. Friedrich war ein kunstreicher Mensch; in den vielen Ballen und Kisten, die er mitbrachte, waren nicht bloß Kunstwerke und Sammlungen, es waren auch Geräthschaften und Werkzeuge aller Art. Sie durfte nur winken, nur wünschen, so war, was ihr an Arbeitszeug, an kleinem Geräthe fehlte, oder zerbrach, herbeigeschafft, oder zurecht gemacht, und sie mußte sich hüten, derlei Wünsche ja nicht oft laut werden zu lassen, wenn sie nicht von allen Seiten mit Leistungen und Verbindlichkeiten umspinnen sein wollte, in denen ihr Bräutigam zugleich seine Kunstfertigkeiten und seine Liebe zu ihr an den Tag zu legen strebte. Diese Geschicklichkeiten erstreckten sich auch noch weiter. Er fing an, die Einrichtung des ganzen Schloßes zu übernehmen, er sprach und unterhandelte mit den Arbeitern, er griff selbst zu, er schmückte ei-

nige Zimmer mit Zeichnungen von seiner Hand aus, er malte andere selbst, war pünktlich, anständig, sanft, gefällig, voll Kenntnisse, voll Talente. Luitgarde erkannte das Alles, sie schätzte seinen Werth, sie ehrte sein gutes Herz, sie war fest entschlossen, ihm ihre Hand zu geben; aber sie konnte in einsamen Stunden, oder wenn ein gar zu zierliches Wesen ihr den Better weibisch und schwach darstellte, ein rebellisches Gefühl nicht ganz zum Schweigen bringen, das ihr ein ganz anderes Bild vorzauberte, und sie zu Vergleichen hinzureißen schien, die sie sich nun einmal nicht erlauben durfte.

Aber indeß Friedrich auf hunderterlei Art sich zu beschäftigen wußte, und Luitgarde mit festem Sinne dahin strebte, sich in altgewohnten Banden ohne Widerwillen zu bewegen, und neuen, heiligeren mit Heiterkeit entgegen zu sehen, da der alte Graf das Hochzeitfest seiner Kinder für den nächsten Frühling angesetzt hatte, gingen auch die Dinge, die in den Verhältnissen der Zeit lagen, ihren Gang fort. Jeder ankommende Gast, jeder Einwohner des Schlosses oder Dorfes, der vielleicht in einer nahen Stadt gewesen, brachte neue Raub- und Mordgeschichten vom schwarzen Friß mit. Mitunter waren es Neckereien, Schalkstreiche

oder unbegreifliche Wagstücke, wie nur Uebermuth und Verachtung jeder Gefahr sie eingeben konnten, Auftritte, bei denen der kühne Räuber nicht selten, um ein tolles Wort, das er gegeben, zu löschen, oder um ein Unrecht zu strafen, sein Leben, ja seine Freiheit, die ihm weit mehr als jenes gelten mußte, auf's Spiel gesetzt hatte.

Nicht ohne Herzklopfen hörte Luitgarde seit dem Vorfalle mit dem Budweiser Kaufmann diese Erzählungen. Obgleich der Ring, auf dem ein schönes adeliches Wappen gestochen war, eher für günstigere Vorstellungen sprach, so klärte er doch eigentlich nichts auf, und trotz eines inneren Grauens führte eine geheime Macht sie immer wieder auf den Gedanken zurück, den sie mit Beben und doch mit unaussprechlichem Wohlgefallen dachte, daß sie dem Furchtbaren vielleicht nahe gewesen, von ihm, vor dem Alles zitterte, Beweise der Theilnahme, von dem Wilden und Gesehlosen Merkzeichen der zartesten Achtung erhalten habe. Aber selbst diese Ungewißheit, das räthselhafte Dunkel, worein sich ihr Verhältniß zu dem Unbekannten hüllte, diente nur dazu, sein Andenken öfters in ihrem Geiste zu erwecken.

Es waren aber nicht diese zufälligen Erzählungen und Gespräche allein, was unauf-



hörlich ihr jenes Bild vor die Seele führte. Sie fühlte seit einiger Zeit deutlich, daß sie von einer unbekanntem Macht umgeben und geheimen Einwirkungen bloßgestellt sei, deren Urheber sie nicht entdecken, aber aus deren Art und Natur sie auf Gefinnungen der zartesten Achtung, ja vielleicht noch einer sanfteren Empfindung schließen konnte. Mancher kleine Wunsch, den sie flüchtig geäußert, fand sich erfüllt, manche Sorge, die sie als Führerin des Hauswesens beschäftigte, schien wie durch einen Zufall von ihr genommen. Was sie an Vorräthen, an Necessarij für sich und das Haus bestellte, langte mitten durch die unsichersten Gegenden, und während Alles von Raubthaten voll war, unverfehrt im Schlosse an. Auf drei bis vier Meilen um ihren Wohnsitz herrschte die tiefste Ruhe, und in den undurchdringlichsten Wäldern, die ihn umgaben, konnte man des Nachts mit Händen voll Geld reisen. Es war, als schwebte eine schützende Gottheit über dieser Gegend, und mancher kleine Raub der an einem Untertban ihres Oheims früher war begangen worden, wurde nun auf geheimnißvolle Weise ersetzt. Jede solche Erfahrung drückte einen scharfen Stachel in Luitgardens Brust, und ein nur zu theures Bild noch tiefer in dieselbe.

Es war vor einigen Wochen, als sie einst über der Tafel im Gespräche den Wunsch geäußert, einen Papagei zu besitzen, wie sie einen bei einer Freundin in Wien gesehen. Sie sprach mit Lust und lächelndem Vorwurf von der Unterhaltung, die ihr so ein Thierchen machen würde, von der Zerstreung in einsamen Stunden, wenn Geschäfte oder Kränklichkeit den Oheim, und Kunstsammlungen und Malereien den Better von ihr entfernten. Aber das Gespräch, der Papagei und die Freude daran waren längst vergessen, als plötzlich einmal beim Aufstehen ein seltsamer Schrei ihr Ohr berührte und sie, zum Fenster tretend, woher er erschollen war, mit Schrecken und Staunen ein sehr schönes Papageienhaus an dasselbe gebunden und darin einen prächtigen Vogel dieser Art erblickte. Wie war der Käfig an ihr Fenster gekommen, das im zweiten Stockwerke des auf Felsen gebauten Schlosses nur dem kühnsten Waghals zugänglich war? Sie rieth auf Jemand im Hause, auf ihren Better, der denn aus den Fenstern der anstoßenden Zimmer mit geringer Mühe die Ueberraschung hätte einleiten können. Sie ließ den Vogel hereinnehmen, sie eilte zu ihrem Oheim hinüber, sie dankte ihrem Better. Alles war erstaunt, aber Niemand unterrichtet; ja, Friedrich bewies ihr durch allerlei kleine Um-



stände, daß er in dieser Nacht nicht auf jenem Flügel des Schlosses gewesen sein konnte. Alle Leute im Schlosse wurden ausgeforscht und nichts entdeckt.

Indeß behielt Euitgarde den Vogel und ergöhte sich an seinem mannichfaltigen Geschwätz, und konnte gewisse Gedanken, die ihn ihr werth machten und ihr Herz, wenn sie an die Art, wie der Käfig an ihr Fenster gekommen, dachte, mit Schauder erfüllten nicht verscheuchen, als plötzlich in einer einsamen Stunde der Vogel deutlich: „Victorin! Ach, Victorin!“ ausrief. Dieser Name und der Seufzer, der ihn begleitete, machten sie stutzen. Sie sprang auf, eilte zum Käfig und fragte den Vogel, wer ihn das Wort gelehrt, gleich als könnte er sie verstehen. Aber der Vogel wiederholte sein: „Ach, Victorin!“ und Euitgarde, die sogleich an den Sohn des Geliebten ihrer Mutter, an den ihr zuerst bestimmten Verlobten dachte, fühlte ein unaussprechliches Grauen; es war ihr, als umringten sie die Geister der Verstorbenen. Bald darauf aber kehrte ihre klare Besinnung wieder zurück, sie schämte sich ihrer Furcht, ja, sie neckte den Vogel nun absichtlich mit dem Namen, und ließ sich ihn, so oft es ging, vorsegen.

Der Vogel, und die Art, wie er in's Haus

gekommen, beschäftigten alle Bewohner desselben auf's lebhafteste. Die Meisten fanden viel Spaß an dem kunstreichen, schwachhaften Thierchen; nur der alte Graf schüttelte bedenklich das Haupt, indem er noch andere geheime Bestrebungen damit verglich, womit eine unsichtbare Macht Luitgarden zu umgeben schien, und die den Gliedern ihrer Familie nicht entgehen konnten. Graf Friedrich war am unruhigsten, er forschte überall nach, er durchsuchte das ganze Schloß und seine Umgebungen, er lauerte, aber er entdeckte nichts.

So gingen einige Tage hin, als eine weitläufige Verwandte des Hauses, Gräfin Bellheim, die Familie zu besuchen kam. Ihr Gut war ein Paar Tagereisen entfernt, und nur ein nothwendiges Geschäft, welches sie mit dem alten Grafen abzuthun hatte, konnte sie bewegen, im Winter und bei den furchtbaren Gerüchten von der Unsicherheit d. d. Straßen den weiten Weg zu machen. Alles empfing sie mit Freuden. Luitgarde hatte so lange eines Umgangs von ihrem Geschlechte entbehrt, sie führte also gleich am andern Morgen die Gräfin in ihr Schlafzimmer, wo weibliche Arbeiten, Puz und tausend ähnliche Gegenstände Stoff zu lebhaftem Gespräche gaben, als auf einmal der Papagei seine Stimme erhob, und „Victorin!

ach, Victorin!“ rufend, der Gräfin Blicke auf sich lenkte.

Was ist das? rief sie bestürzt: — dieser Papagei — hier — in Eurem Zimmer? — Kennt Ihr ihn? rief Luitgarde, und ein banges Gefühl ergriff sie.

Es ist mein Papagei, rief die Andere: Ich habe ihn viele Jahre gehabt, und er wurde mir auf ganz unbegreifliche Weise entwendet.

Luitgarde stand verlegen: — Bei Gott! Ich weiß nichts —

Das glaub' ich wohl; aber wie kam er in Eure Hände?

Luitgarde erzählte. Die Gräfin wiegte stau-  
nend das Haupt. Das fasse, wer kann, sagte sie: aber um uns zu überzeugen, ob ich Recht habe, oder eine seltene Aehnlichkeit mich irre führt, so seid so gütig und öffnet den Käfig ein wenig.

Luitgarde that es. Coco! Coco! rief die Gräfin kofend, und der Papagei drehte den Hals nach der Stimme, schüttelte die Flügel und flog aus dem Käfig gerade auf die Gräfin zu, die ihm die Hand hin hielt. Er setzte sich sogleich darauf, er liebkos'te ihr und erkannte so mit allen Zeichen die ehemalige Gebieterin.

Der Vogel ist Euer, sagte Luitgarde finster:



Ich seh' es wohl. Nehmt ihn hin! Sie wandte sich mit sehr bitterm Gefühle ab.

Die Gräfin verbat es, sie wollte Luitgarden ihre Freude nicht nehmen, sie ersuchte sie, das Thierchen, das vorher doch ein gestohlenen Gut gewesen, jetzt rechtmäßig aus der Hand einer Freundin zu empfangen.

Gestohlen Gut? wiederholte Luitgarde, und ihr Innerstes war empört. Ja, ja, Ihr habt Recht, Gräfin! sagte sie nach einer Pause, und ich danke Euch für Euer gütiges Anerbieten; aber ich kann's nicht annehmen. Der Vogel ist mir verhaßt, seit ich weiß, wie ich dazu gekommen.

Die Gräfin wollte ihr freundlich zureden, sie stellte ihr vor, daß vielleicht der, der ihn ihr mit Gefahr seines Lebens gebracht, ganz unschuldig —

Nein, nein! rief Luitgarde heftig: Das kann nicht sein!

So wisset Ihr? —

Ich weiß nichts, gar nichts, erwiederte Luitgarde hastig, als daß ich den Vogel nicht mehr sehen kann, daß ich Euch bitte, Euch beschwöre, ihn sogleich mit Euch fortzunehmen, denn ich — ich lasse ihn zu'm Fenster hinausfliegen. Was liegt mir daran? O Gott! Er ist ja gestohlen!

Die Hefigkeit, die hervorbrechenden Thränen, mit welchen Luitgarde diese letzten Worte sprach, machten die Gräfin stußen. Sie drang also nicht weiter in sie, und es blieb dabei, daß sie ihren Vogel mit sich nehmen würde.

Unter verschiedenen Gesprächen, die sie, um die tiefbewegte Freundin zu zerstreuen, auf die Bahn brachte, legte sich endlich Luitgardens innere Empörung, und nach einer Weile war sie ruhig genug, die Gräfin zu fragen, wer denn in ihrem Hause Victorin heiße, und warum der Papagei diesen Namen immer mit einem Seufzer ausspreche?

Victorin? sagte die Gräfin verwundert: Bei mir heißt Niemand im ganzen Hause so, und er hat auch dieß Wort nie gekannt, so lange ich ihn hatte, was beinahe drei Jahre war.

Luitgarde schwieg gedankenvoll.

So heißt wohl euer unbekannter Ritter so, und er hat den Vogel seinen Namen sprechen gelehrt, um Euch an ihn zu erinnern. Das könnte auf eine Spur —

Nichts, durchaus nichts! unterbrach Luitgarde sie heftig: Ich kenne keinen Menschen, der diesen Namen führt. Bei Gott, ich kenne Niemand!

Die Gräfin drang nicht weiter in sie, denn sie sah wohl, wie Alles, was auf diesen Vogel



Bezug hatte, Luitgarden auf das heftigste erregte; aber sie behielt ihre Gedanken für sich, und konnte nicht umhin, Graf Friedrich noch denselben Abend einen Theil derselben mitzutheilen.

Er, der von dem, was vorgegangen war, wenig erfahren, und von den Bewegungen in dem Herzen seiner Braut gar nichts geahnet hatte, schweifte, durch die Erzählung der Gräfin aufgereizt, auf allerlei ganz entgegengesetzte Fährten, und war daher nicht im Stande, irgend etwas Haltbares zusammen zu denken; doch beruhigte es ihn ungemein, daß Luitgarde den Papagei weggab, und er glaubte nicht viel von einem Nebenbuhler zu fürchten zu haben, der so zweideutige Geschenke bringe, und die man so gleichgültig wieder hingebe.

Die Gräfin sollte bald darauf abreisen, und da sie von allen den Mordgeschichten, welche sie hier im Schlosse hatte erzählen hören, noch ängstlicher geworden war, sah der alte Graf keine Möglichkeit, seine Verwandte zu beruhigen, als wenn er ihr noch ein männliches Geleite mitgäbe. Gern würde ich selbst meiner schönen Ruhme diesen Ritterdienst erweisen, sagte er, aber mein Podagra erlaubt mir in diesem Wetter keinen Ausflug. So geh' du mit, Friedrich, hörst du?



Mit vielem Vergnügen, antwortete dieser, indem er aufstand, und sich gegen die Gräfin verneigte. Aber Euitgarde sah den Widerwillen deutlich, mit dem er sich diesem Auftrage unterzog.

Es war indessen nichts anderes zu thun, als freundlich beim bösen Spiele auszuweichen. Die Reise wurde am folgenden Tage angetreten, und am dritten Abende langte Graf Friedrich glücklich und wohlbehalten wieder im väterlichen Schlosse an. Euitgarde kam ihm auf der Treppe entgegen, sie hatte einige Kengstlichkeit über das Schicksal ihres Jugendfreundes nicht ganz bezwingen können, so ernst und liebevoll auch der Oheim ihr zugeredet, und alle vernünftigen Gründe gegen diese Bangigkeit angeführt hatte. Den Grund, der sie besorgte machte, und der auch für sie nur auf ungewissen Vermuthungen beruhte, durfte sie ja nicht angeben. Friedrich war gerührt durch diesen sichtbaren Antheil, er umarmte seine Braut recht herzlich, und sie sah bald aus seinen Mienen, daß etwas Bedeutendes vorgegangen sein müsse, welches er ihr zu verkündigen habe. Stelle dir vor, Euitgarde! sagte er: — Doch warte! Mein Vater muß es auch hören. Komm nur herein! Er zog sie mit sich in's Zimmer des alten Grafen, und gleich nach den ersten

Begrüßungen und Erkundigungen konnte er seine große Neugier nicht mehr zurückhalten. — Vater! Luitgarde! sagte er: Denkt, was mir begegnet ist, was ich erlebt habe! — Ich habe den schwarzen Friß gesehen.

Den schwarzen Friß? riefen Beide.

Ja, ja, leibhaftig und so nahe, wie ich Euch sehe, und ich habe sogar mit ihm gesprochen.

Mit dem Räuberhauptmann? rief der Vater: So ist er gefangen?

O, das nicht! antwortete Friedrich.

Bist du angefallen worden? fragte Luitgarde erschrocken.

Gott bewahre! erwiederte Friedrich: Gesprochen habe ich ihn, wie ich Euch spreche, ruhig, gelassen.

Nun, so erzähle in Gottes Namen! sagte der alte Graf ungeduldig.

Und Friedrich begann nun: Ich mußte heut Morgens auf der ersten Station vom Schlosse der Gräfin herwärts eine Weile auf Pferde warten. Der Sicherheit wegen fand ich es für gut, meinen Stand und Namen zu verschweigen; ich ließ mir daher kein eigenes Zimmer geben, sondern setzte mich in der Gaststube hin. Es waren allerlei Leute da, Bauern, Beamte und einige Dragoner von denen, die Befehl haben, in der Gegend zu streifen. Sie lärm-



ten und fluchten, und erzählten allerlei wildes Zeug von den Räubern, und wie sie dem schwarzen Friß schon zweimal ganz nahe auf der Spur gewesen wären, wie er hier herum seinen eigentlichen Sitz habe u. s. w. daß mir nicht ganz wohl zu Muthe wurde, wenn ich bedachte, daß der Aufenthalt mit den Pferden mich zwingen könnte, in die Nacht zu fahren. Indes öffnete sich die Thüre, und ein Geistlicher, wie ein Landpfarrer gekleidet, und von seinem Schulmeister gefolgt, trat herein. Es war ein noch junger Mann von ansehnlicher Gestalt, sein Aussehen, sein Stand, selbst seine Blicke, möcht' ich sagen, geboten dem rohen Haufen Stillschweigen. Er ließ sich mit seinem Schulmeister etwas Wein geben, trank mäßig und hielt sich still. Nach und nach fingen die Dragoner wieder an zu schwätzen, sie behaupteten, den schwarzen Friß gut zu kennen, sie schilderten ihn mit furchtbaren Zügen und versicherten, wenn sie ihn jetzt wieder träfen, sollte er ihnen nicht mehr entgehen. Da stand der Geistliche auf, stellte sich zu ihnen und fragte: wenn sie denn ihrer Sache so gewiß wären, warum sie dem Menschen sein schreckliches Handwerk nicht schon längst gelegt hätten? Die Dragoner schwätzen und schwadronirten in den Tag hinein, wie rohe

Soldaten pflegen. Der Geistliche trieb seinen Spott mit ihnen, das konnt' ich deutlich sehen, und es schien ihn zu belustigen, wie hoch und kühn sich die Kerls vermaßen, was sie an dem schwarzen Friß thun wollten, wenn sie ihn in ihre Gewalt bekämen.

Und wenn er hier mitten unter Euch wäre? sagte der Geistliche, mit einem Tone, der mir, ich gestehe es, das Blut für einen Augenblick gerinnen machte, und die Dragoner verblüffte. Wir sahen uns Alle sonderbar untereinander an, jeder besorgte, in seinem Nachbar den gefürchteten Räuber zu entdecken. Indessen war der Schulmeister, der sich vorhin entfernt gehabt hatte, wieder herein gekommen, und gab dem Geistlichen einen Wink.

Ich bin der schwarze Friß, rief dieser nun mit einer Donnerstimme mitten in die betäubte Versammlung hinein, warf sein falsches Haar ab, und stand in schwarzen, krausen Locken furchtbar, aber hübsch da. Zugleich aber zog er ein Pistol, und hielt es vor sich. „Dem, der mir nahe kommt, brenn' ich das Gehirn aus!“ rief er. Der vermeinte Schulmeister entblößte einen ungeheuern Saras und deckte seines Herrn Rückzug. Wir standen alle erstarrt, und die Räuber waren fort.

O, zum Teufel! rief der alte Graf: Das



ist zu arg! Schämt Ihr Euch nicht? Hätte sich denn Keiner an die Kerls wagen können?

Aber, lieber Vater, die Wenigsten waren bewaffnet.

Und habt Ihr ihm nicht nachgesehen?

Ja wohl. Die Dragoner waren sogleich aufgesprungen, aber die Gurte ihrer Pferde waren abgeschnitten, und wie sie sich aufschwingen wollten, rollten sie mit Decke und Sattel wieder von ihren Säulen herab; die beiden Räuber aber sprenghen hohnlachend auf ihren windschnellen Rossen davon.

Nun, das ist zu toll! sagte der Vater: Ein ganzes Zimmer voll Menschen, darunter Soldaten, und können zwei Räuber, die sich ihnen noch spottend zu erkennen geben, nicht fangen!

Graf Friedrich suchte die Sache zu erklären, zu entschuldigen; aber der Vater blieb auf seinem Sinne, daß das eine ewige Schande sei, und Luitgarde brannte vor Begierde, ihrem Vetter eine Beschreibung vom schwarzen Friß abzufragen.

Erlaube mir, holdes Mühmchen, daß dieß indessen mein Geheimniß bleibe. In wenigen Tagen sollst du ganz und über alle Erwartung befriedigt werden.

Luitgarde mußte sich ergeben, aber sie konnte nun weniger als je ein gewisses Bild aus ih-



rem Gedächtnisse verbannen, oder sich des dunkeln Gefühls erwehren, daß ihr Better neben dem fecken Räuber doch eine armselige Rolle gespielt habe.

Nach zwei Tagen, während welchen Friedrich seine Cousine auf eine geschickte Art vom Durchgehn durch den Bildersaal abzuhalten gewußt hatte, holte er sie mit triumphirender Miene aus ihrem Zimmer, und indem er ihr ganz geheimnißvoll etwas zu zeigen versprach, führte er sie gerade vor das Bild des unglücklichen Gefangenen, das sie so oft mit Wehmuth betrachtet hatte, und sagte: Nun schau, Euitgarde!

Entsetzt fuhr sie zurück. — Des Gefangenen Gesicht war gerade gegen sie gekehrt und die Züge des Unbekannten, in der düstersten Verzweiflung, starrten sie aus großen, tiefen Augen an.

Mit einem lauten Schrei schlug sie die Hände vor das Gesicht, und entfloh.

Friedrich folgte ihr, triumphirend über den schauerlichen Erfolg seiner Kunst und der schlauen Ueberraschung. Er fand sie, zitternd an allen Gliedern, im andern Zimmer an einen Pfeiler gelehnt. Ihr Busen slog, ihr ganzes Wesen war in Aufruhr.

Mein Gott, liebes Mühmchen, was ist dir?

Kann dich denn ein künstlicher Versuch so erschrecken? Du weißt, wir haben öfters darüber gestritten. Du fandest das Bild gerade so anziehend, weil man die Züge nicht sah und hinzu denken konnte, was man wollte; ich behauptete immer, es wäre nur ein Kunstgriff des Malers, der es nicht gewagt, den Schmerz und die Verzweiflung des Gefangenen darzustellen. Nun habe ich es versucht, die Aufgabe zu lösen, ich habe dem Gefangenen das Gesicht des Räuberhauptmanns gegeben.

Hu! rief Luitgarde, und schauderte.

Es ist so ähnlich wie möglich, kann ich dich versichern, und dein Entsetzen beweist für den beabsichtigten Effect. Aber komm doch, und sieh es noch einmal an!

Um keinen Preis in der Welt! rief sie mit Entschlossenheit: Das Zimmer betrete ich nie wieder!

Sei nicht so kindisch! Es war ein kühner Einfall von mir, ich gestehe; aber ich müßte bedauern, daß es so vollkommen gelungen ist, wenn ich dir dadurch das Bild verleidet hätte. Ich finde —

Finde du, was du willst! rief sie: Aber sei versichert, du hast mir unendlich weh gethan.

Verzeih, mein Kind! Das wollte ich nicht und wenn ich auch fasse, daß der erste Anblick

dich erschrecken konnte, so begreife ich doch nicht —

O mein Gott, mein Gott! rief Luitgarde, und ihre Thränen brachen hervor.

Friedrich stand erstaunt. Er suchte sie zu beruhigen; aber so weh es ihm that, die holde Braut in solcher heftigen Erschütterung zu sehen, schmeichelte es im Grunde doch seiner Eitelkeit, weil er die ganze Sache der auffallenden Wirkung seiner großen Kunst zuschrieb.

Luitgarde faßte sich endlich. Sie ging auf ihr Zimmer, aber nicht wieder durch den Saal, wo die umgewendete Gestalt mit der unglücklichen Aehnlichkeit und dem Ausdruck der fürchterlichsten Verzweiflung ihr wie ein schreckendes Gespenst vorkam.

Der alte Graf hörte den Vorfall, er mißbilligte sehr seines Sohnes eitlen Einfall, und ließ das Bild an einen andern Ort bringen, um seine Richte nicht täglich mehrere Male zu einem langen Umweg über kalte Gänge und Treppen zu zwingen; aber auch, als das Gemälde entfernt und ihr Weg wieder frei war, ging sie nie durch den Saal, ohne daß das Bild des Unglücklichen, die Verwilderung, in die ein von Natur edles Wesen gesunken war, sich schmerzlich vor ihr erhob, und der Ausblick in eine schreckliche Zukunft, wo er, eben so vor-

Ketten belastet, der Freiheit, des Tageslichtes beraubt, die Dauer eines jammervollen Daseins in düsterner Verzweiflung an den eingegrabenen Strichen abzählen würde, ihr Innerstes zerriß. Und hinter dieser düstern Kerker-scene — was zeigte sich ihren Blicken da? — Der Tod durch Henkershand und die ewige Verdammniß einer Seele, die Gott zum Heil geschaffen, für die des Erlösers Blut geflossen, und die vielleicht jetzt noch eines besseren Gefühls fähig war!

Ein Gedanke ergriff sie am mächtigsten und beschäftigte sie unaufhörlich — es war ein lichter Punkt, auf den sich ihre Seele in dem wüsten Gewirre, das sie umging, mit Eifer und stets wachsender Liebe richtete — seine Seele zu retten, wenn es möglich wäre, und diesen Jüngling, dem sie die innigste Theilnahme nicht versagen konnte, der sich gegen sie edel und liebevoll bewiesen hatte, vielleicht von seinen schrecklichen Wegen zurückzubringen. Je mehr sie diesem Entwurfe nachsann, je glänzender strahlte er ihr entgegen; sie glaubte, daß das eine recht schöne Aufgabe, ja ein lohnender Zweck für ein ganzes darauf gewendetes Dasein werden könnte, und sie entwarf tausend Plane und Möglichkeiten, wie das überhaupt, wie es am liebsten durch sie geschehen möchte.

Unterdessen fing der Winter allgemach an,



sich seinem Ende zu nähern. Laue Lüfte fuhren über die Erde hin und schmolzen aller Orten den Schnee von den Bergen, das Eis der Ströme zerbrach, das stumme Erstarren des Winters wich vor dem Geräusche der fallenden Tropfen und der entfesselten Wellen, Frühlings- und Sehnsuchtsgedühle regten sich in der belebten und unbelebten Natur.

Friedrich dachte mit erhöhtem Vergnügen an sein nahendes Hochzeitfest, Luitgarde fühlte die Brust von schmerzlich süßen Ahnungen gedehnt, deren Gegenstand aber jenes Fest nicht war; ja vielmehr schlug jede Mahnung daran, deren es jetzt täglich immer mehr gab, wie mit eifriger Hand in den warmen Blumenflor ihrer dunkeln, düstern Hoffnungen. Doch es war der Wunsch ihres verehrten Oheims, der deutlich ausgesprochene Wille der ganzen Familie, und Friedrich war so rechtlich, so aufmerksam gegen sie, daß sie ihr rebellisches Gefühl mit strenger Vernunft zur Ruhe sprach, und sich alle Mühe gab, die Freude des ganzen Hauses über das nahende frohe Ereigniß zu theilen.

Indessen schob sich durch einen Zufall ein kleiner Aufenthalt dazwischen. Ein unvorhergesehenes wichtiges Geschäft, das des alten Grafen Anwesenheit in Prag für längere Zeit forderte, zwang ihn, das Hochzeitfest seines

Sohnes auf unbestimmte Frist zu verschieben. Dieser sollte indeß im Schlosse bleiben und alle Anstalten und Vorkehrungen betreiben, Luitgarde aber, die nicht schicklich bei ihm verweilen konnte, den Vater begleiten.

Die Reise ward mit den nöthigen Vorsichtsmaßregeln, wozu Friedrich eifrig vermehrte, angetreten, zwei Tagereisen waren glücklich zurückgelegt, und schon glaubten sich die Reisenden aller Fährlichkeiten überhoben, als plötzlich in einem Gehölze, wo der schlechten Straße wegen der Wagen langsam zu fahren bemüßigt war, berittene Räuber von zwei Seiten hervorsprengten, den Postillon mit vorgehaltenem Pistol zum Halten zwangen, die Bedienten, welche sich zur Wehre setzen wollten, vom Kutschbocke rissen, sich dem Wagen näherten und mit wilder Stimme Geld und Kostbarkeiten, die der Graf mit sich führte, forderten. Dieser antwortete ihnen unerschrocken, aber einer der Räuber zog ein Terzerol und schlug auf den Grafen an. Erschrocken fuhr Luitgarde empor, riß den Ring aus der Brust, hielt ihn dem Räuber vor und rief: Laßt ab von uns! Ehrt den Befehl eures Hauptmanns! Der Räuber wich zurück, betrachtete den Ring, zog die Mütze, rief seine Kameraden mit einem

Pfiffe zusammen, und Alle sprengten mit verhängtem Zügel ins Dickicht hinein.

Nach einer langen Pause des stummen Erstaunens sagte endlich der Graf: Was war das? und Luitgarde, von Purpurgluth bedeckt, mußte bekennen und erzählen, wie sie zu dem Ringe gekommen war. Indessen hatten die Bedienten sich aufgerafft, der Wagen wurde in Bewegung gebracht, und man setzte, noch erschrocken, betäubt von dem schnellen Wechsel der Ereignisse, den Weg fort. Mit düsterem Unmuth hörte Graf Martinich den Bericht seiner Nichte an. Die Liebe eines Räubers für sie, der sichtbare Antheil, den ihr der wilde Jüngling einzulösen gewußt hatte, der Rückblick auf das Schicksal seines Sohnes — Alles regte sein Innerstes in peinliche Gefühle auf; doch schwieg er finster, und verlangte nur den Ring zu sehen.

Luitgarde reichte ihn hin. Mein Gott, rief er: Das ist das Lanskysche Wappen! Das ist ein Siegelring, den ich, nur ohne die Diamanten, die ihn jetzt zieren, oft an meines Freundes Finger gesehen habe! Wie kommt der Mensch zu dem Ringe? — Und er ist ihm theuer, hat er dir gesagt? Und doch hat er ihn dir geschenkt? — Er schüttelte das greise Haupt.

Lansky? — Lansky? — wiederholte Luit-

garde langsam und nachdenkend, und das von Flammen verzehrte Kind und der Ruf des Papageys, fielen ihr auf einmal schwer aufs Herz. — Victorin von Lansky war ihr von ihrer Mutter und seinem Vater bestimmt gewesen, und wer hatte ihr den Papagen gebracht, und wer ihn den Namen ihres verlorren Verlobten gelehrt? Sie schauderte; denn mitten aus der Tiefe verworrener Gefühle und Gedanken hob sich eine Vermuthung auf, die zugleich Grauen, Wehmuth und schmerzliche Lust in ihr erweckte.

Wie kommt der Straßenräuber zu dem Ringe? Weißt du davon? fragte der Graf.

Nichts, lieber Oheim, als was ich Euch schon gesagt habe. Der Ring ist ihm sehr theuer, hat er mich versichert. Ich wollte ihm denselben zurücksenden, wenn ich seiner nicht mehr bedürfte, aber er verweigerte es mit sichtlicher Empfindlichkeit.

Der Mensch ist in dich verliebt, das ist klar. Nun lassen sich auch mehrere Dinge und das Geschenk des gestohlenen Papageys begreifen. Eine lächerliche und doch grausenhafte, schändliche Liebshaft, fürwahr, zwischen meiner Nichte und einem Spießbubenhauptmann!

Dies Wort schnitt tief und schmerzlich in Euitgardens Brust, und sie vermochte nicht,



ihre Thränen zurückzuhalten; aber aus der offenen Wunde hob sich der Stolz und der Entschluß, den Unglücklichen, der mitten in seiner Verwirrung noch besserer Gefühle fähig war, nicht zu verläugnen, und seiner Sache muthig treu zu bleiben.

Meist schweigend, in tiefen Gedanken kamen sie nach Prag. Graf Martiniz betrieb seine Geschäfte und mitunter geheime Nachforschungen wegen des Ringes. Luitgarde fühlte sich beobachtet, und nicht mehr so zwanglos, wie auf dem Lande. Das kränkte sie, denn sie wußte sich keines Vergehens, nicht einmal einer tadelhaften Nachgiebigkeit schuldig. Sie hatte gegen verführerische Erinnerungen ernstlich gekämpft, sie wollte Friedrich ihre Hand geben, sein liebevolles, treues Ehegemahl sein. Mehr forderte er selbst nicht, denn er gab auch nicht mehr, und den Platz, den vielleicht, in Schatten und Nebel gehüllt, ein gewisses Bild in Luitgardens Herzen einnahm, besetzten ja in ihres Betters Brust ganz offen und hell seine Sammlungen und Kunstfertigkeiten; sie sah nicht ein, worin sie gefehlt hatte.

Die Geschichte von des Grafen wunderbarer Erlösung aus der Hand der Räuber machte Aufsehen in Prag. Die Domestiken, welche den eigentlichen Hergang nicht wußten, hatten

theils verworrenes, theils unrichtiges Zeug geschwaßt. Von Mund zu Mund laufend, vergrößert, entstellt, gelangte die Kunde zum Kanzler des Gerichtshofes, der längst schon von Ferdinand dem Dritten den Auftrag erhalten hatte, mit größter Strenge und Eifer den ferneren Fortschritten der Räuberbanden entgegen zu wirken, und in Folge dieses Befehls jetzt einen hohen Preis auf den Kopf des schwarzen Friß gesetzt hatte. Er ging sogleich selbst zum Grafen von Martiniz, und seine Freiheit mit seiner Pflicht entschuldigend, bat er ihn im Namen des Gerichtshofes Seiner Majestät, ja der guten Sache selbst, um bestimmte und treue Auskunft. Der Antheil seiner Richte an der wunderlichen Geschichte setzte den Grafen einigermaßen in Verlegenheit, doch beantwortete er des Kanzlers Fragen, so aufrichtig er konnte, und dieser verlangte endlich den Ring zu sehen. Luitgarde sollte ihn hergeben. Sie that es mit dem größten Widerstreben, sie bat, sie kniete vor dem Oheim nieder, der ihn ihr abforderte, eine dunkle Ahnung flog durch ihre Seele, sie hätte so gern das Pfand der zarten Achtung des Unglücklichen für sie treu bewahrt! Und nun, in welche Hände sollte es gerathen! Doch der Oheim befahl in einem Namen, im Namen der öffentlichen Ord-

nung und Ruhe, die durch die Unthaten des wilden Räubers lange genug war gestört worden. Luitgarde konnte sich nicht entziehen. Stumm und düster gab sie den Ring hin. — Nun war der Unglückliche vielleicht verrathen, und war es durch sie! Der Kanzler erkannte ebenfalls das Wappen der Grafen von Lansky. Er nahm den Ring mit sich, und verhiess, ihn innerhalb acht Tagen dem Grafen wieder zuzustellen.

Diese acht Tage vergingen in einer peinlichen Spannung, und jemehr Luitgardens Gefühl für den schauerlichen Berehrer in's Gedränge mit Sitte, Recht und älteren Banden kam, je lebhafter schien es sich in Widerstand und Reibung zu entzünden, und eine unselige, schmerzlich süße Vermuthung, die seit der nähern Bekanntschaft mit dem Ringe sie tausend Mal in wunderbare Träumereien verlockte, vollendete den Zauber.

Aber aus den acht Tagen wurden zehen, und endlich vierzehn. Luitgarde hatte es in der Angst ihres Herzens gewagt, ihren Oheim an den Ring zu erinnern, und war mit finstern Mienen darauf hingewiesen worden, daß man jedes Mittel anzuwenden nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet sei, was zur Entdeckung und vielleicht zur Ergreifung eines so verruch-

ten Verbrechers führen könnte, und daß er sich des Mitleids schäme, das sich für ein solches Ungeheuer in der Brust seiner Verwandten, der Braut seines Sohnes, zu regen scheine.

Euitgarde antwortete nichts auf diese Vorwürfe, und beschloß zugleich, über diese Sache nie wieder ein Wort gegen den Oheim zu verlieren, der ihr, wie sie meinte, Unrecht that, und überhaupt sich unrecht in diesem Verhältnisse benehme. Eine bittere Empfindung bemächtigte sich ihres Herzens, sie fing an, den Gedanken, die sie zu Vergleichen lockten, nachzuhängen. Sie sann nach, was aus Friedrich, dem zierlichen Wesen, das sich in allen Künsten versuchte, und in keiner Meister war, geworden wäre, wenn ihn das harte Schicksal hinausgestoßen hätte in die Wildniß, unter böse, verderbte Menschen, wenn er sein Leben, seine Freiheit gegen feindliche Mächte, und unter verbrecherischen Beispielen seine Tugend hätte behaupten sollen? Und sie versetzte nun den unglücklichen, gefallenen Jüngling mit seiner Willens- und Körperkraft, mit seinen Anlagen und seinem Muth in den Schooß einer liebenden Familie, sie dachte sich ihn unter rechtlichen Menschen, in adelichen Sitten, in jeder Uebung der Tugend und nützlicher Wissenschaft erzogen, sie wagte es, das Bild aus-



zumalen, wenn er wirklich Victorin Ransky und ihr erster Verlobter wäre, und sie erlag ihrem Schmerz und ihren Thränen.

So vergingen einige Tage. Da gab eines Morgens beim Frühstück ihr Oheim ihr den Ring mit den Worten zurück: daß der Kanzler seiner nicht mehr bedürfe. Ein eiskalter Schauer überlief Euitgarden, sie nahm ihn schweigend aus seiner Hand, mit einer großen Ahnung berührten im Spiele der Phantasie sie die Farben desselben — der Carniol war ihr Victorins Blut, die Diamanten ihre Thränen um ihn; sie verließ das Zimmer.

Noch am Abend desselben Tages stürzte eine ihrer Bofen mit lauter Freude in ihr Cabinet: So eben verbreitet sich durch die Straßen von Prag das Gerücht, der schwarze Friß sei gefangen, und werde morgen in schweren Ketten und Banden in die Stadt gebracht werden. Euitgarde erstarrte. Die Dämmerung entzog dem Mädchen den Anblick ihres tödtlichen Erbleichens und sein geschäftiges Geplauder erlaubte ihr wortlos zuzuhören, oder vielmehr in schmerzliche Gedanken zu versinken.

Und ich habe ihn verrathen! brach sie endlich in jammernden Tönen aus, als die Bofe das Zimmer verlassen hatte. Daß er durch den Ring gefangen worden, daß man seine

vermuthete Neigung für sie zum Werkzeuge seines Verderbens gemacht hatte, war ihr unumstößlich bewiesen, und von diesem Augenblicke an, da dem unerbittlichen Gesetze genug geschehen und nun weiter von dem Furchtbaren nichts mehr zu besorgen war, nahm ein tiefes, ein heiliges Mitleid, verbunden mit bitteren Vorwürfen gegen sich selbst, und mit dem Bewußtsein der Schuld gegen den, der, wenn auch gegen die ganze Welt unrecht, doch gegen sie edel gehandelt hatte, ihre Seele gewaltsam ein, und machte jede andere Neigung, ja jede Rücksicht daraus verschwinden.

Ein unruhiges Laufen in den Straßen, das Treiben des Hausgesindes, Alles überzeugte sie am andern Morgen, daß die Nachricht der Bofe nur zu wahr war. Gefangen, mit ungeheuern Ketten belastet, beinahe an jedem Gliede seines Körpers gefesselt und von einem Trupp Soldaten mit geladenen Flinten und gezogenem Sahn begleitet, wurde er, ein willkommenes und jetzt noch furchtbares Schauspiel, durch die Straßen der Stadt auf einem von Wachen umringten Wagen geführt. Alles lief, ihn zu sehen. Alles erzählte vom schwarzen Friß und Alles schien sich zu vereinen, um Luitgards Herz zu zerreißen.

Ach, was das ein schöner Mensch ist! Was

er für prächtige Augen hat! rief die eine Jofe der andern in der Gallerie vor Euitgardens Thüre zu. Und hast du gesehen, sagte die zweite, wie er so wild und fürchterlich auf den Boden starrte, und zuweilen die Ketten schüttelte, daß mich ob dem Rasseln schauerte?

Ja, es war, als wollte er die Leute schrecken, die ihn anzusehen gelaufen waren.

Nein doch, antwortete die zweite, ich glaube vielmehr, die schweren Ketten müssen ihn nicht wenig drücken und schmerzen; er war ja an der rechten Hand voll Blut, der arme Mensch.

Was fällt dir ein, Mitleid mit einem Straßenräuber zu haben?

Ach, es ist ein unglücklicher Mensch, erwiederte jene, und wird es jetzt schwer büßen.

Euitgardens Herz war zum Berspringen voll, und in diesem Augenblicke, wo sie ihr halbes Vermögen darum gegeben hätte, sich in einer einsamen Stunde ausweinen zu können, kam Besuch an Besuch, und Jeder wiederholte die Erzählung von der Einbringung des gefürchteten Räubers, und wußte irgend eine Anekdote von ihm, erdichtet oder wahr, die Euitgardens Innerstes zerriß.

Die Verhöre des Gefangenen fingen nun an, und mehrere Umstände über sein Schicksal, seine Thaten, seine Gefangennehmung, wurden

bekannt, doch nicht aus seinem Munde; denn er weigerte sich störrisch, etwas zu bekennen. Seine Mitschuldigen sagten aus: Er war im Sächsischen Erzgebirge von einem Röhler erzogen worden, der, selbst Mitglied einer Diebesbande, den Knaben, der ihn widerstrebend Vater nannte, zu rauhem, hartem Leben und wilden Thaten anhielt. Mit vierzehn Jahren entlief er und gerieth unter Schwedische Freibeuter, die den hochgewachsenen, kühnen Knaben gern annahmen. Wilder Muth und kalte Entschlossenheit machten ihn zum Liebling seiner Kameraden, über die er bald eine Art von Oberherrschaft gewann.

Nach und nach sah er ein, wie viel ihm noch gebrach, zu sein, oder zu werden, was Andere waren, die glänzend vor ihm standen. Ihn schreckte es nicht ab. In müßigen Stunden, wenn die Kameraden tranken oder spielten, lernte er lesen und schreiben, ja sogar militärisch zeichnen. Bald wurde der Commandant des Corps auf ihn aufmerksam. Fris wurde Unteroffizier, und in kurzer Zeit bei einer kleinen Expedition, die nur sein toller Muth unternehmen und ausführen konnte, Offizier. Nun stand eine schimmernde Bahn vor ihm offen und alle Kraft seines Gemüths wandte sich auf Ehr- und Ruhmsucht. Er wollte steigen,



er wollte glänzen, herrschen, Alles neben sich verdunkeln; denn ihm schwebten aus dunkler Erinnerung Bilder eines bessern Zustandes seiner frühern Kindheit vor, als er in der schmutzigen Köhlerhütte und unter seinen niedrig gesinnten Kameraden gefunden hatte. Wer ihn an den Aufenthalt und sein Leben im Erzgebirge erinnerte, hatte ihn tödtlich beleidigt. Er nannte sich nicht mehr Friß, sondern Victorin; denn ihm klang eine dunkle Sage in der Brust, daß er einst mit diesem Namen war gerufen worden, und er strebte glühend darnach, den Schimmer, der ihm, wie er glaubte, durch die Geburt gehörte, und den ein böses Verhängniß ihm entriffen, durch Tapferkeit und Talent wieder zu erobern. Aber ungeschmeidig, kühn und stolz, hatte er von jeher versäumt, sich Freunde zu erwerben, und nur seinen Thaten vertraut, die für ihn zeugen sollten. Seine Neider und Feinde wußten das zu benutzen, Unwürdigere, Jüngere wurden ihm vorgezogen, weil sie den Vorzug besaßen, den er in den Augen der Welt nicht geltend machen konnte, obwohl er ihn zu haben fest überzeugt war: eine adeliche Herkunft. Das kränkte ihn am tiefsten und erfüllte seine Brust mit gehässigen Gefühlen. Dennoch stand er endlich im Begriff, seinen Wunsch zu erreichen und als Hauptmann

in ein Linienregiment zu treten, als der Friede geschlossen, sein Corps aufgelöst und die meisten Truppen entlassen wurden. Nun war ihm alle weitere Hoffnung auf Ruhm und Glanz abgeschnitten, seine alte Wildheit erwachte, Noth, Verzweiflung, Rache stachelten ihn auf, brod- und herrenlose Kameraden gesellten sich zu ihm, und der Entschluß bildete sich in ihm aus, sich an der bürgerlichen Gesellschaft zu rächen, die ihn ausgestoßen, die alle seine Pläne auf Ehre und rechtlichen Besitz zerstört hatte. Bald hatte sich die Bande gesammelt, bald war er durch einstimmigen Zuruf zum Führer und Hauptmann erklärt. Die wildesten Thaten, die kühnsten Entwürfe waren sein Werk, aber auch die strengste Ordnung und eine raube Rechtlichkeit unter den Mitgliedern seines furchtbaren Bundes. So war es ihm möglich, beinahe Unglaubliches auszuführen und sich jeder Nachstellung, jeder Gefahr zu entziehen.

Endlich erlag seine Geistesgegenwart, sein Scharfblick der verführerischen Stimme einer Leidenschaft, die stärker sprach, als Ehre, Muth und Vorsicht. Er ging in die schlau gelegte Schlinge, er folgte einer geheimnißvollen Einladung, die ihm von dem Weibe kam, das er glühend liebte und die durch ein Kleinod bekräftigt wurde, das er ihr selbst in einer glücklichen

Stunde als Pfand seiner Treue gegeben. So ward er gefangen und fluchte der Treulosen, die ihn verrathen, und fühlte schmerzlicher, als seine Bande und den Tod, der ihm bevorstand, die Falschheit derjenigen, die er allein auf Erden wahrhaft geliebt, um die allein er nur Dank verdient hatte.

Niemand, der diese Geschichte ganz oder stückweise in Gesellschaften vor Luitgarden erzählte — denn der schwarze Friß war das allgemeine Gespräch — dachte wohl daran, wie schmerzlich er ein Herz berührte, das sich ohne sein Verschulden so tief getroffen fühlen mußte. Sie vermied aus diesem Grunde so viel als möglich, in die Welt zu gehen, als sie konnte, ohne ihres Oheims finsterste Laune zu erregen, nicht vermeiden, seine Verwandten zu besuchen. Bei einer derselben, einer ehrwürdigen alten Dame, traf sie einen Geistlichen, dessen Aussehen und stille Würde ihr Herz im ersten Augenblicke gewann. Auch hier fiel das Gespräch bald auf die Neuigkeit des Tages, den Räuberhauptmann, und es ergab sich, daß der Geistliche sein, wie überhaupt der Beichtvater aller Missethäter sei, dem das schwere Amt ward, die Verbrecher zum Tode zu bereiten und auf dem letzten Wege zu geleiten. Mit warmem Antheile äußerte sich der priesterliche Greis über

Feinen Gefangenen. Er bedauerte manche schöne Anlage, die hier zerstört war, er konnte dem gefallenen Jüngling sein tiefes Mitleid nicht versagen; was ihn aber am meisten bekümmerte, war die Unbusfertigkeit desselben, indem er keine Spur von Reue über alle seine ungeheuern Verbrechen äußere, zu keinem Bekenntniß, ja kaum zum Sprechen zu bringen, und mehr als einmal auf unseligen Versuchen, sich das Leben zu nehmen, ertappt worden sei.

Es ist eine wilde Verzweiflung in dem jungen Menschen, sagte der Geistliche im Verlauf der Rede, die weniger von dem Bewußtsein seiner Schuld, oder von Furcht und Strafe, als von einem ungemessenen, beleidigten Stolze und von einer tiefen Erbitterung gegen eine Person, die ihn getäuscht oder verrathen haben muß, Herzurühren scheint.

Und hat er sich über diese Person nie bestimmt geäußert? fragte Luitgarde zitternd. Der Geistliche zuckte die Achseln. Daß es ein Weib sein müsse, scheint so ziemlich aus entfallenen Worten hervorzugehen; aber er ist zu keinem Bekenntniß überhaupt, und so auch nicht zu diesem zu bewegen.

Dann wird man ihn ohne Weiteres auf die Folter bringen, sagte kalt einer der anwesenden Herrn.



Luitgardens Herzschlag stand still und eine Todesblässe überzog ihr Gesicht. Der Geistliche betrachtete sie unbemerkt, aber aufmerksam. Das wird nicht nöthig sein, sagte er, denn er läugnet ja auch nichts. Er läßt die Richter über sich sprechen und entscheiden, was sie wollen; die Thatsachen sind durch die Aussagen so vieler Mitschuldigen und Zeugen bewiesen, er kann und er will nicht gerettet werden. Sein Leben ist gewiß verloren. Möchte ich nur so glücklich sein, seine Seele zu retten!

Luitgarde sah den Geistlichen lang und forschend an. In diesen Zügen lag so viel Menschlichkeit, so viel Duldung und so viel himmelwärts strebendes Verlangen, daß ein Entschluß, der in ihr zu arbeiten begann, sich immer mehr und mehr ausbildete. Sie nahm von dem an wenig Theil mehr am Gespräche, und heftete ihr ganzes Gemüth auf Einen Gedanken.

Am andern Morgen stand sie früh auf, sagte, daß sie ihre Beichte verrichten wollte, und ging, von ihrer Kammerfrau begleitet, in das Kloster, in welchem Pater Augustin, dessen Orden und Namen sie sorgfältig auszukundschaften nicht vergessen hatte, lebte. Sie ließ ihn durch den Pförtner herabbitten. Der Geistliche erschien sogleich. Mit ganz zerknirschem Herzen, unter Thränen des Schmerzens und

der Scham entdeckte sie nun dem Priester ihr ganzes Schicksal, die Stimmung ihres Gemüths gegen den Unglücklichen, ihre frühere Verbindung mit Friedrich, die Geschichte mit dem Ringe, den Theil der Schuld des Verraths, der auf sie fiel, ihre Angst vor den Folgen der Verzweiflung des Gefangenen, vor dem ewigen Tod seiner Seele und ihre Hoffnung, ob nicht vielleicht ein offenes Geständniß von ihrer Seite, seine Kenntniß ihrer Gefühle für ihn, ihre Reue über willenloses Uebel, das durch sie verübt worden war, sein starres Herz schmelzen und weicheren Empfindungen, und vielleicht einem frommen Gedanken den Eingang in dasselbe öffnen könnte?

Der Geistliche hatte sie ganz ausreden lassen, dann saß er noch eine Weile tief nachsinnend. Endlich erhob er sich und sprach: Es ist möglich, mein Kind, daß Euer verdienstlicher Entschluß auch wirksam sein kann; ich will darüber nachdenken. Für's Erste aber schweigt von Eurem Vorsatz gegen Jedermann und gebt keiner voreiligen Hoffnung Raum; denn wir haben es nicht mit einem Sünder aus Leichtsinne und Uebereilung, sondern mit einem verstockten Verbrecher zu thun. Und hierauf drang er mit siegender Beredsamkeit in alle Tiefen ihres Herzens, stellte ihr alle möglichen Folgen

ihres Schrittes vor, und hieß sie zuletzt in acht Tagen wieder anfragen.

Sie schied von dem Geistlichen verstört, gekränkt, voll Zweifel über ihn, aber trotz aller Hindernisse, die er vor ihr aufzuthürmen schien, dennoch fest entschlossen, an ihr Ziel zu gelangen, möchte es nun durch ihn oder auf einem andern Wege sein.

Die acht Tage gingen herum, und Luitgarde erschien wieder vor Pater Augustin. Durch das sichtliche Erstaunen, mit dem er sie empfing, blickte ein Zug von stillem Wohlgefallen, und er antwortete ihr auf ihre Frage: ob er ihr Vorhaben wohl überlegt habe, und ihr die Hand dazu zu bieten gesonnen sei? — es ließe sich ohne Zweifel hierin etwas thun, auch vielleicht für die Sinnesänderung des Gefangenen Einiges hoffen; aber — Luitgarde mußte sich entschließen, selbst zu ihm in den Kerker zu kommen.

Sie stuzte. — „Wenn es keinen andern Ausweg giebt - ich bin auch hierzu bereit!“ — Der Geistlich sah sie verwundert an. — „Sobald Ihr, ehrwürdiger Herr, mir Verschwiegenheit und Verborgeneheit zusichern könnt, so, daß außer Euch und ihm Niemand etwas von diesem gewagten Schritte erfährt.“

Das kann ich, erwiederte der Geistliche.

„Nun, so benennet Tag und Stunde.“

Wie, Ihr woltet wirklich? —

„Es ist mein fester Entschluß. Ich will seine Seele retten, wenn ich kann, ich will für seine Liebe, die ich ihm so schlecht gelohnt, dieß zum Erfasse geben.“ Des Geistlichen Züge hellten sich mehr und mehr auf, wie er Luitgardens festen Entschluß sah, und der Gang ward auf den dritt-nächsten Tag festgesetzt.

Mit der nöthigen Vorsicht und in hinreichender Verhüllung traten sie den Weg an. Je näher Luitgarde dem unglücklichen Orte kam, je mehr nahm ihr Bittern, ihre Beklemmung zu. Der Pater bereitete sie auf das vor, was sie zu finden hatte — ein tiefes, dunkles Gewölbe, den Gefangenen mit einer Menge schwerer Ketten an Händen und Füßen gefesselt, auf seinem harten Lager liegend, durch welches die Ketten herabließen und unten mit einem ungeheuern Schloß verbunden waren, das er auf die Bretter hinaufzulegen pflegte, um sich etwas mehr Freiheit der Bewegungen oder Ruhe im Schlafe zu verschaffen, und das dann mehrmal bei einer schnellen Uenderung seiner Lage mit Getöse herabfiel und ihn erschreckte — ihn selbst bleich, durch Kerkerluft ermattet, finster und beinahe verzweifelnd!

Durch lange, düstere Gänge, neben hohen



Eisenthüren, an festvergitterten Löchern vorbei, aus denen Kettengeklirre, oder Aechzen, oder Brüllen der Wuth scholl, folgte sie wankend und bleich ihrem Führer. Nun ging es noch eine enge Treppe hinab, der Schließer öffnete rasselnd eine knarrende Eisenthüre — und sie waren zur Stelle.

Ein eiskalter Schauer wehte aus dem dumpfen, finstern Aufenthalte sie an. Der Geistliche ging voran. Er redete den Gefangenen, der, auf dem Gesichte liegend, sich auch nicht einmal nach den Eintretenden umsah, freundlich an und sagte: Du hast es verlangt, Fris, daß die bewußte Person zu dir komme, wenn du dich von ihrer Unschuld überzeugen sollst. — Hier ist sie. Bei diesen Worten schlug er den Schleier zurück, den Euitgarde vor Angst und Schmerz zu lüften vergessen hatte, und der Gefangene fuhr mit einem schrecklichen Fluche von seinem Lager auf, die schweren Ketten rasselten, das Schloß fiel mit fürchterlichem Gepolter zu Boden, und riß durch sein Gewicht den Unglücklichen wieder gewaltsam nieder.

O Gott! o großer Gott! rief Euitgarde jammernd, und hob die Hände gen Himmel.

Du bist's? rief der Gefangene: Du kommst in diesen Aufenthalt des Elends und des Grauens? — Er betrachtete sie eine Weile halb

gerührt, halb zürnend. — Nach und nach verdüsterten sich seine Züge wieder, und mit bitter'm Lachen sagte er: Sinnst du wieder auf neue Tücke? Willst du noch mehr von mir erlauschen, um mich meinen Peinigern zu verrathen? Es ist nicht nöthig, ich will ja sterben, ich will mich nicht retten.

Der Geistliche wollte antworten, da Luitgarde, zu ergriffen von Allem, was sie sah und hörte, schwieg.

Schweigt! rief der Gefangene: Ihr schweigt! Ich habe es nur mit ihr. Und nun ergoß er sich in bittere Vorwürfe und wüthenden Zorn gegen ihre Falschheit, und eine ungeheure Leidenschaft, bald wild und verzehrend, bald innig und zart, verrieth sich in diesen Klagen und Wünschen und ließ Luitgarden in die Tiefe eines Herzens sehen, das ihr ganz ergeben und ihr längst schon theuer war. Sie weinte sanft. Das entwaffnete ihn nach und nach, und als er ausgetobt hatte, trat sie näher zu ihm und sagte: Ich bin doch unschuldig, Victorin, so sehr der Schein wider mich ist. Hört mich an! — Sie erzählte ihm nun den Vorfall mit den Räubern, das Aussehen, welches diese Geschichte erregt, und das ernste, unausweichbare Begehren des Kanzlers an sie um den Ring.

Er hörte ihr zweifelhaft zu; aber im Eifer

des Gesprächs hatte sie sich neben ihn auf sein hartes Lager gesetzt, und das schwere Schloß, das bei jeder heftigen Bewegung von ihm herunter zu fallen drohte, auf ihre Knie gelegt, um es zu halten. — Was macht Ihr? rief er verwirrt, und wollte ihr die ungewohnte Last abnehmen. Aber so, wie er die Hand ausstreckte, schrie Euitgarde auf: Mein Gott, Ihr blutet! — Die schweren Fesseln hatten ihn wund gedrückt. Schnell zog sie ihr Schnupftuch hervor, zerriß es behende und legte mitleidig einen Verband um die wunde Hand. Ihre Thränen flossen darauf.

Ist's möglich? rief der Gefangene: Hasset Ihr mich nicht? Lebt noch eine Stimme in Eurem Herzen, die für mich spricht?

Sie erhob den Kopf und sah ihn durch Thränen ernst und liebevoll an: Ich bin Euch von Herzen gut, ich war es im ersten Augenblicke, wo ich Euch kennen lernte, und so sag' ich Euch: so wahr ich für mich und Euch die ewige Seligkeit wünsche, ich bin unschuldig!

Barmherziger Gott! rief er überwältigt und laut: — Weh! Weh! Was hab' ich gethan? Ich habe gelästert, mir kann Gott nicht barmherzig sein! Er stürzte nieder auf das Gesicht und seine Brust arbeitete in schrecklicher **Be-**  
**Klemmung.**



Luitgarde legte ihre Hand auf seine Schulter. Victorin! sagte sie mit tiefer Rührung: Glaubt mir, Gott ist unendlich gut und langmüthig, und wenn Ihr, ein schwaches, sterbliches Wesen, mir verzeihen könnt, von der Ihr Euch so schwer beleidigt glaubt: wie soll der allbarmherzige Vater nicht seinem gefallenem und reuigen Kinde verzeihen?

Jetzt trat der Geistliche herzu. Mit aller Kraft des heiligen Glaubens, mit aller Kenntniß des Menschenherzens und mit aller Salbung seines hohen Berufs drang er unwiderstehlich in den Unglücklichen. Er pochte, er riß an diesem Herzen, das noch manches schönen Gefühls fähig war, und es gelang ihm endlich, seine starre Hülle zu schmelzen. Der Gefangene richtete sich auf, Luitgarde sah sein Gesicht in Thränen gebadet. — Und glaubt Ihr, glaubt Ihr wirklich, ehrwürdiger Vater, sagte er dumpf, daß Gott mir noch verzeihen könne — mir, einem so verruchten, so verhärteten Sünder?

Der Geistliche faßte ihn schnell bei diesem Gedanken, er entwickelte alle Tiefen der göttlichen Langmuth, er führte alle Stellen aus den heiligen Büchern an, die dem reuigen Sünder Verzeihung verhießen. Victorins Thränen flossen stärker. O Gott! rief er endlich und stürzte



von seinem Lager herab in die Knie: Kannst du mir verzeihen? In diesem Augenblick trat die Sonne über das Gitter des Gefängnisses und goß einen hellen Schimmer auf den Knieenden nieder. Du bist erhört, dir ist vergeben! rief Euitgarde in Begeisterung. — Gott stärke dich mein Sohn! sagte der Geistliche und legte seine Hand auf des Jünglings Haupt. Euitgarde sank an seine Brust. Ach, diesen Engel im Arm, rief er, darf ich es wagen, zu dir empor zu blicken? O mein Vater! verzeih' deinem zerknirschten, deinem verzweifelnden Kinde!

Eine tiefe, heilige Stille feierte den Augenblick der Rückkehr eines gefallenen Sünders zu der göttlichen Barmherzigkeit. Als alle drei sich von ihrer Rührung erholt hatten, sagte der Geistliche zu Euitgarden: Jetzt, mein Fräulein, werde ich Euch fort begleiten, denn ich habe mit ihm allein zu reden. Euitgarde verneigte sich stumm.

Ich darf doch noch einmal vor meinem Tode hoffen, Euch wieder zu sehen, edles Fräulein? fragte der Gefangene ehrerbietig, aber mit sichtbarer Angst. Sie reichte ihm weinend die Hand: Ich sehe dich wieder, Victorin! Wir werden nicht getrennt. Der Geistliche führte sie fort.

Victorin's Sinnesänderung ging nun mit  
 C. Pichler, 3. Bändchen. 6

schnellen Schritten vorwärts, sein störrisches Betragen gegen seine Richter verschwand, er bekannte seine Verbrechen, er verlangte keine Schonung, er wünschte zu sterben. Nur Ein Ziel hatte ihm auf der Welt in diesen letzten Zeiten wünschenswerth geschienen, der Besitz des über Alles geliebten Weibes, das seit lange wieder die erste Regung edlerer Natur in seinem erstorbenen Herzen geweckt hatte, und dieses war durch seine Verbrechen auf ewig von ihm geschieden. So hatte ein Leben, das so gräßliche Erinnerungen vergifteten, keinen Reiz für ihn, und er that, was an ihm war, um sein Urtheil und die dunkeln Folgen desselben zu beschleunigen.

Luitgarde hatte, gleich Victorin, sich in ihr Geschick ergeben. Auch ihr war es klar, daß er sterben mußte, ja, sie sah in dem versöhnenden Tode des Schuldigen eine Art von Berklärung seiner selbst und ihrer Liebe für ihn. Aber auch ihr Entschluß war für diesen Fall gefaßt, und nur Eine Angelegenheit lag ihr noch recht ängstlich auf der Seele: die Aufklärung über Victorin's Geburt. Sie zog den Geistlichen in ihr Geheimniß und es ward endlich nach manchen Berathungen festgesetzt, daß dieser an den Grafen Lansky schreiben, ihm den Ring senden, die Erinnerungen des Gefangenen

aus seiner Kindheit und manche andere Vermuthung mittheilen und dann erwarten sollte, was dieser beschließen würde; Victorin aber sollte vor der Hand nichts von diesen Verhandlungen erfahren.

Die Antwort kam schnell zurück. Vaterangst und Hoffnung, Vaterfreude und Schmerz kämpften darin. Noch ließ sich nichts entscheiden, viel hoffen, noch mehr fürchten; aber der Graf wollte selbst nach Prag kommen, und Pater Augustin sollte indessen den Gefangenen näher ausforschen und vorbereiten. Das geschah. Alles, was Victorin erzählte, alle dunkeln Erinnerungen, auf die er sich selbst besann, der Werth, den die gute Köhlerin, seine Pflegemutter, auf den Siegelring legte, die Achtung, die sie ihm heimlich dafür, als für sein kostbarstes Kleinod, einzuprägen suchte, — denn ihr Mann dachte ganz anders, als sie — und die ihn späterhin bewog, den einfachen Ring so kostbar verzieren zu lassen, wie er nun war, einzelne Worte, die er von seinen Pflegeältern in den Sächsischen Gebirgen gehört hatte, Alles stimmte genau mit Luitgardens Vermuthungen überein, und Pater Augustin wagte es endlich, ihm das wahrscheinliche Geheimniß seiner Geburt und seines Ranges zu eröffnen.

Er gerieth außer sich, er schien wie wahnsin-

nig. Stolz und Verzweiflung, Freude und ungeheurer Schmerz zerrissen seine Brust, und der Gedanke, vielleicht in den letzten Augenblicken eines geächteten, dem Henkerbeile verfallenen Lebens eine glänzende Geburt, einen Vater und eine edle Geliebte, kurz Alles, was dem Dasein Werth geben konnte, gefunden zu haben, um alle diese Güter in wenigen Tagen wieder zu verlieren, war mächtiger, als seine Besinnung und seine Kraft. Er erlag ihm, ein wüthendes Fieber ergriff ihn, und der gute Geistliche sah, nicht ohne eine Mischung von Zufriedenheit, der Annäherung eines freundlicheren Todes entgegen, der dem Unglücklichen die letzten grauenvollen Auftritte und die öffentliche Schmach ersparen sollte.

Auf sein dringendes Bitten wurde der Kranke in einen gesunden Aufenthalt gebracht, die schweren Fesseln mit leichtern vertauscht und für bessere Pflege gesorgt. Seine unverdorbene Jugend widerstand der Wuth der Krankheit, und mit seiner körperlichen Kraft war auch die Wildheit seines Geistes gebrochen. So wie er zu sich kam, und, einiger Besinnung fähig, den Priester eintreten sah, streckte er ihm mit still ergebener Miene die Hand entgegen und sprach: Jetzt habe ich es gefunden, Vater Augustin, jetzt bin ich wieder ruhig! O, verzeiht den Schrecken,



den Kummer, den ich Euch gemacht! Und was hast du gefunden, mein Sohn? fragte der Geistliche. Ach, einen Faden, ehrwürdiger Vater, der mich aus dem Labyrinth meiner Verzweiflung und meines Verderbens führen soll! Und nun entwickelte er mit innerer Erhebung, ja mit einer Art von Begeisterung den Gedanken, daß Gott ihn so wunderbar geführt, und ihm am Ende seiner Laufbahn alles Glück der Erde gezeigt habe, um damit er durch ein gelassenes, williges Opfer alles dessen, was dem Menschen am theuersten ist, einen kleinen Theil seiner Schuld abtragen, somit seine Büßung auf Erden schmerzhaft beginnen und in der andern Welt minder zu leiden haben sollte.

Froh und gerührt stärkte der fromme Greis seinen Schützling in diesen Gedanken und ging hierauf zu Luitgarden, um ihr Bericht von Allem abzustatten, und, ohne daß er es wollte, durch seine warme Erzählung von der stillen Ergebung des Jünglings, von seinen frommen Entschlüssen, die längst genährte Flamme in ihrer Brust noch heller anzufachen. In dem Augenblicke ging die Thüre auf, und ein Mann in mittleren Jahren, von hoher, edler Gestalt trat ins Zimmer.

Gott im Himmel! Graf Lansky, rief Luitgarde.

Der Graf stand betroffen: — Ihr kennt mich, mein edles Fräulein, oder Frau? Ich wüßte nicht, daß ich jemals —

Luitgarde erröthete heftig: — Verzeiht, Herr Graf, wir vermutheten — wir wußten —

Ist mein Freund Martiniz zu Hause?

Er ist seinem Sohne entgegen gereist, der in ein paar Tagen erwartet wird. Uebrigens, Herr Graf, bin ich des Grafen Nichte und dieser geistliche Herr Pater Augustin. Der Graf ging auf ihn zu und schüttelte ihm schweigend aber erschüttert die Hand; dann sah er Luitgarden scharf an. Sagt mir aufrichtig, mein Fräulein, woran und wie Ihr mich im ersten Augenblicke erkanntet?

Wenn ich die Wahrheit gestehen soll — eine seltsame — eine unverkennbare Aehnlichkeit —

Mit dem Räuberhauptmann? rief der Graf heftig: O, so soll es denn wahr sein? Soll ich einen lang beweinten einzigen Sohn nur gefunden haben, um die Schande meines Geschlechts an ihm zu erleben?

Der Geistliche trat hinzu und versuchte es, das Schmerzliche dieses Gedankens zu mildern, indem er dem Grafen die würdige Fassung, die fromme Ergebung des Unglücklichen schilderte. Er hörte in tiefem Kummer versenkt zu, dann

wendete er sich an Euitgarden: Und Ihr, mein Fräulein, heißet? —

Euitgarde Branow.

Dacht ichs nicht! O, es muß sich Alles vereinigen, um mich zur Verzweiflung zu bringen. Ihr seid Fräulein Branow, die Tochter von Graf Martinis Schwester?

Euitgarde nickte bejahend.

Ja, das sind ihre Augen! So blickte Adelheid, so war ihr Wuchs. — O Gott! Gott! Und wißt Ihr auch, Fräulein, welches Loos Euch bestimmt war?

Mit einem schweren Seufzer sagte sie: Ich weiß Herr Graf, ich habe es längst geahnet.

Und Ihr verabscheuet den, den Euch die unglücklichen Kelter bestimmt hatten? Ihr müßt ihn hassen.

Jetzt brachen Euitgardens Thränen hervor: Ach, ich hasse ihn nicht, ich kann ihn nicht hassen!

Was hör' ich? Ist's möglich? Einen Verbrecher, einen Abscheu der Menschheit?

Mir ist er nicht anders als edel erschienen, sagte Euitgarde, indem sie ihre Thränen zu trocknen und sich zu fassen strebte. Und nun erzählte sie dem Grafen Alles, von der ersten Begegnung am Moldauufer bis zu ihrem letzten Besuche im Kerker bei ihm. Graf Lansky hörte ihr gespannt zu. Nach und nach schmolz sein

empörtes Gemüth zu weichern Gefühlen? väterliche Liebe, Mitleid und ein tiefer Schmerz über die trefflichen Anlagen, die hier ein feindseliges Schicksal zerstört hatte, nahmen Platz in seiner Brust. Er erhob sich zuletzt mit Thränen in den Augen und sagte: Nun, wenn es denn wahr sein und ich in dem Gefangenen mein verlorneß Kind wieder finden soll, so laßt uns zu ihm gehen! Eine marternde Ungewißheit erträgt sich am schwersten, und ich weiß nicht, wovor ich mehr zittern soll: Keinen Sohn zu haben, oder ihn so wiederzusehen! Führt mich zu ihm, Pater Augustin, und Ihr, edles Fräulein, Tochter der unvergessenen Jugendfreundin, Ihr seid doch wohl so gütig, uns zu begleiten?

Sie gingen. Pater Augustin öffnete die Thüre eines hochgewölbten, festvergitterten Zimmers, in welchem aber Reinlichkeit und freundliche Helle die Eintretenden angenehm empfingen. Luitgarde, mit hochschlagendem Herzen, blieb außer der halbgeöffneten Thüre stehen, um die erschütternde Scene nicht zu stören. Der Gefangene stand von dem Tische auf, an welchem er in einem frommen Buche gelesen hatte, ging dem Geistlichen, so weit es seine Ketten erlaubten, entgegen und begrüßte ihn mit ehrerbietiger Freude. Die Blässe seiner Züge, die Langsamkeit seiner Bewegung zeugten

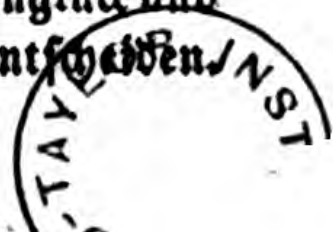


von dem, was er gelitten, und bewegten die ihm geneigten Herzen in zarter Regung. Das ist ein Abgesandter des Grafen von Lansky, sagte der Priester, der gekommen ist, Euch um die Umstände Eurer Jugendgeschichte und Eure Erinnerungen zu befragen. Ihr begreift, von welcher Wichtigkeit Eure Aussagen und Eure Wahrhaftigkeit in diesem Stücke sein können.

Victorin verneigte sich stumm, indem er die Hand auf die Brust legte und eine heftige Bewegung ihn beim Anblick des Fremden und bei dem Namen seines geglaubten Vaters zu durchzittern schien.

Auch der alte Graf betrachtete ihn mit sichtbarer Verwirrung, dann hub er an und forschte, streng, genau und nicht ohne Härte in Ton und Blick. Der Gefangene antwortete ehrfurchtsvoll und sanft. Die Strenge in des Grafen Wesen ließ allmählich nach, wie sein Blick länger auf dem Unglücklichen verweilte, in dessen Gestalt und Benehmen sich kein gemeiner Sinn, nichts Unedles aussprach; aber seine Verwirrung vermehrte sich mit jedem Zeichen, das der Gefangene angab und stieg endlich bis zu dem heftigsten inneren Kampfe.

Es trifft Alles, Alles zu, rief er schmerzlich: Nur noch ein Zeichen übrig, um das Unglück und die Schmach eines edlen Greises zu entschuldigen.



Victorin erblaßte und trat zurück.

Der verlorne Sohn des Grafen Lansky muß eine Narbe an der Stirn tragen, von einem schweren Falle, den er im vierten Lebensjahre that. — Könnt Ihr auch das — ?

Eine schnelle Gluth überflog das Gesicht des Unglücklichen, er schlug mit zitternder Hand das dunkle Gelocke von der hohen Stirn und die Narbe erschien.

Gott, Gott, er ist's! Es ist mein Sohn! rief der Graf mit zerschmetterndem Tone, schlug beide Hände vor's Gesicht und wandte sich in heftiger Bewegung von dem Erkannten ab.

Mein Vater! Ach, mein Vater! schrie Victorin, streckte die Arme aus und schwankte erblaffend zurück, da er die verabscheuende Gebärde desselben sah. Der Geistliche trat zu ihm, ihn zu unterstützen; aber in dem Augenblicke sprang Euitgarde, die unter den letzten Reden unbemerkt näher getreten war, auf ihn zu, umschlang ihn mit beiden Armen und rief: Und wenn dein Vater dich verwirft, wenn alle Welt dich verläßt, ich verlasse dich nicht, denn ich bin deine Verlobte, deine Braut!

Der Unglückliche sah sie mit sterbenden Blicken der innigsten Liebe an und sank ohnmächtig in ihre und Pater Augustin's Arme. Sie ließen ihn auf sein Strohlager nieder, sie bemühten

sich, seine Lebensgeister zu erwecken. Der alte Graf wandte sich langsam nach der Gruppe, er sah den bleichen Jüngling, der seine Züge trug, der sein einziger Sohn war, wie einen Sterbenden in den Armen der Fremden; sein Herz wendete sich in der Vaterbrust, er stürzte auf ihn zu, umarmte ihn unter Thränen und rief: Es ist doch mein Sohn, mein einziges, mein geliebtes Kind! Erwache, erwache, mein Victorin, mein Sohn!

Die Töne der Vaterliebe regten die erstorbenen Geister auf. Victorin öffnete die Augen. Seines Vaters Züge, voll Liebe, voll Thränen, waren der erste Gegenstand, der ihnen begegnete, und, unfähig zu sprechen, glitt er vom Lager herab ihm zu Füßen, indem er seine Kniee umschlang und in heißen Thränen darauf liegen blieb.

Der Graf beugte sich nieder, ihn aufzurichten, und empfing den sich Erhebenden in seine Arme, an dem Vaterherzen. Euitgarde und Pater Augustin standen stillweinend und betend an ihrer Seite; aber erst nach langer Zeit legte sich der Sturm der aufgeregten Gefühle und die schmerzlichen Glücklichen vermochten es, über ihre Lage zu sprechen. Victorin erzählte sein Schicksal aufrichtig, gefaßt; nur, als er an die Periode seines Räuberlebens kam, bat er den Va-

ter, sie stillschweigend übergehen zu dürfen und betheuerte feierlich, daß, seit er Euitgarden das erste Mal erblickt, seine Hand kein Blut vergossen und der Entschluß, sich von seinen wilden Gefellen zu trennen, ein verbrecherisches Leben aufzugeben, und sich der Geliebten würdig zu machen, mächtig in seiner Brust gearbeitet habe.

Der Vater hörte tieferschüttelt zu. Der Gedanke, ob es nicht vielleicht möglich sei, den gebesserten, den einzigen Sohn zu retten, erwachte in ihm und gewann mit jeder Aeußerung des Letztern, worin ein edles Gemüth sich spiegelte, mehr Lebhaftigkeit. Er wollte nach Wien, sich Ferdinand zu Füßen werfen, und von ihm Begnadigung erflehen. Victorin verwarf den Vorschlag mit einer Art von Schrecken. Er wollte nicht leben, die Erinnerungen seiner Brust waren zu gräßlich, er sah den Tod als das einzige Mittel an, der erzürnten Gerechtigkeit Gottes, der verletzten bürgerlichen Pflicht und seinem eigenen Gefühle Genüge zu thun. Aber er flehte seinen Vater an, sein Ansehen, seine Verbindungen dahin zu verwenden, daß ihm vergönnt würde, ohne Martern, einen schnellen, minder schimpflichen Tod durch das Schwert des Blutrichters zu empfangen.

Als Graf Pansky mit Euitgarden nach Hause



kam, langten bald darauf der Oheim und sein Sohn an. Mit Freude und Verwunderung fand Martiniß den Jugendfreund bei sich. Man erklärte sich. Unangenehme Berührungen, das Verhältniß Luitgardens zwischen Friedrich und Victorin, gestörte Hoffnungen, die man lange und mit Fug gehegt, Mitleid mit der Lage seines Sohnes, regten den alten Martiniß zuerst in Unmuth und Zorn auf; aber sein besseres Gefühl siegte nach und nach. Er erkannte die Hand eines höhern Schicksals, das mit den Planen und Hoffnungen der Menschen ein achtloses Spiel treibt, er konnte gegen die Gültigkeit von Luitgardens erster Verlobniß, die der heftigste Wunsch seiner sterbenden Schwester gewesen war, nichts einwenden, die Gewalt einer Leidenschaft nicht verdammen, die von dem ersten Augenblicke des Erkennens unter Gefahren, Verdacht und Trennung sich treu und standhaft bewiesen, und als eine in den Gemüthern vorbestimmte Verbindung bewährt hatte. So wich er endlich Lanskys's Vorstellungen, sprach selbst mit Graf Friedrich und trug ihm als entschieden vor, worauf er ihn schon auf der Herreise vorzubereiten für gut befunden hatte. Friedrich wollte verzweifeln. Er legte alle Zeichen tiefer Traurigkeit in Geberden und Worten, ja im Tone der

Stimme an den Tag, er seufzte vor Luitgarden, sah sie beweglich an und suchte durch Klagen, Beweisthümer und Vorwürfe ihr begreiflich zu machen, daß der Räuberhauptmann, der wilde, ungeschlachte Mensch, der, unter Schelmen und Freibeutern aufgewachsen, keine Erziehung, keinen Unterricht genossen habe, und wenn er hundertmal ein Graf von Lanský wäre, doch mit ihm in keinen Vergleich zu stellen sei.

Luitgarden waren diese Gespräche im Anfange sehr peinlich; nach und nach gewöhnte sie sich daran und überhörte sie.

Gerade in diesen Tagen ward Victorin's Urtheil gesprochen, und der Tod durch's Schwerdt ihm auf den dritten Morgen zuerkannt. Man brachte es Luitgarden schonend vor. In diesem Augenblicke brach die lang gehaltene Kraft zusammen. Sie erwachte spät aus einer tiefen Ohnmacht; aber bekannt mit der kurzen Zeit, die sie mit dem Freunde auf Erden noch zu genießen hatte, bot sie alle ihre Kräfte auf, sich so lange zu halten, und erflehte von ihrem Oheim nur die Erlaubniß, mit dem Verlobten ihrer Kindheit, mit dem Manne, dem ihre verklärte Mutter sie zugebacht, in Gesellschaft des Geistlichen die letzten Tage hinbringen zu dürfen.

Graf Martinis schüttelte den Kopf, Friedrich entsetzte sich. Victorin hörte diesen Vorfass mit entzückter Dankbarkeit, sein Vater umarmte Luitgarden mit Thränen, und Graf Martinis ließ sich bereden, seine Nichte zu begleiten und zugleich den unglücklichen Sohn seines Freundes kennen zu lernen, der in der Welt und in seinem Hause so viel Zerstörung verursacht hatte.

Mit vorgefaßtem Widerwillen betrat er das Zimmer des Gefangenen, der jetzt seit seiner Beurtheilung nach hergebrachter Sitte freier und gütiger behandelt und seinem Wunsche gemäß einfach, aber seiner Geburt entsprechend gekleidet war, und die bedeutende Persönlichkeit, in welcher die Demuth des reuigen Sünders mit dem angeborenen Stolze sich mischte, die stille Fassung, die Würde des heiligen Unglücks rissen auch ihn hin. Er umarmte den einst Gehafteten recht herzlich und versicherte ihn seiner völligen Verzeihung.

Diesen Tag und den folgenden brachten Luitgarde, Graf Lansky und Pater Augustin fast unausgesetzt bei Victorin zu. Luitgarde hielt sich mit aller ihrer Kraft, obwohl sie innerlich die Macht der langen, heftigen Erschütterung wohl fühlte und ahnete, was geschehen

würde, wenn erst der entscheidende Moment einträte.

Am zweiten Abende — es war der vor dem Todestage — nachdem sie und der tiefgebeugte Vater den letzten Abschied genommen und Victorin sie, wie ein Sterbender, still, fromm und innig entlassen hatte, sank sie in dem Gange vor seiner Thüre zusammen, man brachte sie ohnmächtig in ihre Wohnung auf ihr Bette, und sie erwachte in der ganzen schrecklichen Nacht nicht aus ihrer Betäubung.

Am nächsten Morgen geleitete Pater Augustin mit tiefer Trauer und heiliger Rührung seinen Schutzbefohlenen auf dem letzten, schweren Gange. Victorin war gefaßter. Er fürchtete den Tod nicht, dem er oft in der Schlacht und bei gefährlichen Anschlägen beherzt entgegen gegangen war, er sah in ihm den Hafen der Ruhe, in welchem seine von Erinnerungen und Vorwürfen gemarterte Seele Frieden und Versöhnung finden sollte. Ihn schmerzte nur die Trennung von seinen Geliebten und ihr Jammer. Beschäftigt mit Gott und dem nahen großen Augenblicke schritt er still und gefaßt durch die gaffende Menge hin, die seiner Schönheit, seiner Jugend, seiner sichtbaren Reue Worte und Thränen des Mitleids zollte. Am Richtplatze trug er dem Geistlichen noch



die letzten heiligen Grüße an Vater und Geliebte auf, ließ sich die Augen mit dem Tuche, das Luitgarde für ihn genäht hatte, verbinden, und in wenig-Minuten stand seine Seele vor Gott, der That und Absicht, Umstände und Beziehung klarer durchschaut, als sterbliche Richter vermögen, und den durch Leiden gereinigten Geist in väterlicher Liebe richtet

In demselben Momente fuhr Luitgarde aus ihrer Ohnmacht empor. Jetzt ist es vorbei! rief sie. O Victorin! nimm mich zu dir!

Bald darauf kam Pater Augustin. Bleich, stumm legte er das unglückliche Tuch — so hatte sie es gewünscht — in ihre Hand. Ihr Herz brach — sie litt noch lange. Es brauchte Wochen, bis der Schmerz langsam alle Fäden eines blühenden, jugendlichen Lebens zerrissen hatte; aber ein paar Monden nach Victorins Tod, um dieselbe Morgenstunde, wo er gestorben war, verschied sie sanft und heiter, und sein Name und seine himmlische Erscheinung, die sie vor sich schweben zu sehen behauptete, war ihr letzter Laut.

---

# So war es nicht gemeint.

Eine Erzählung.

---

Marie Forstern an Therese Walling.

---

Im April 18. . .

Mit einem Kopf voll Gedanken und einem Herzen voll Sorgen komme ich zu dir, liebe Therese, und klage dir mein Leid. Ach, zu dir! Wenn ich das doch wirklich könnte! — Aber du bist weit von mir, und so komme ich nur zu meinem Papier, das ich mit meinem Kummer voll schreibe, und mich leichter fühle, wenn ich denke: über einige Tage hält es meine gute Therese in der Hand, liest es und erfährt, wie es ihrer armen Freundin geht, und hat Mitleid mit ihr.

Ja, Therese! Es geht mir recht übel. Mein Vater — nun, ein Kind soll wohl nicht über seine Aeltern klagen — aber ich müßte ganz

verzweifeln, wenn ich nicht irgend jemand auf der Welt sagen dürfte, wie es mir ist. Und kann ich denn dafür, daß mein Kummer und mein Vater so nahe zusammentreffen, daß er die einzige Ursache desselben ist? Kann ich endlich dafür, daß Willbachs Aussichten sich nicht bessern wollen, daß er die Stelle wieder nicht bekommt, auf die, — wie unbeträchtlich sie ist, — wir, wie auf den Einlaß ins Paradies, warten? Ach, wir hätten klein gelebt, aber wir wären vergnügt gewesen! Nun ist's abermals, und schon zum dritten Mal nichts, und so geht Jahr an Jahr herum, und unsere Hoffnungen werden immer schwächer.

Da schmählt nun mein Vater, ihm reißt die Geduld bei dem langen Warten. Ich ginge nun schon ins zwei und zwanzigste Jahr, sagt er, ich schleppte mich seit meinem achtzehnten in dem unglückseligen Verhältniß, — ich würde mich noch wohl vier bis sechs Jahre damit schleppen, darüber verblühen, alt werden, keinen andern Mann finden, und ihm zur Last bleiben, als eine alte Jungfrau, die in der Welt zu nichts nütze wäre, als sich und andern das Leben zu verbittern.

Sieh, liebe Therese, solche harte Worte muß ich nun alle Tage anhören. Wie schwer mir das wird, was ich dabei leide, kann ich niemand

sagen, selbst dir nicht — am wenigsten meinem Vater. Ich habe keine Antwort als Thränen, ich weine auch fast den ganzen Tag, und wie oft wünsche ich mich ins kühle Grab und denke: wenn ich da unten läge bei der seligen Mutter, und die dunkle, schwere Erde auf mir und der grüne Rasen darüber, da möchte ich Ruhe haben, und nichts von all dem Schelten und Sammern hören, und alles vergessen und vergessen werden!

Aber wenn ich so denke, dann fällt mir Heinrich ein und sein Jammer, wenn ich stirbe. — Nein, das darf ich nicht wünschen! Er ist ohnedieß niedergeschlagen genug, und hat schon mehr als einmal den unglückseligen Gedanken geäußert, daß er mich lassen, mir entsagen will, um meines Vaters Unwillen von mir zu wenden, und mich von keiner andern Parthie, bei der ich mein Glück finden könnte, abzuhalten. Du lieber, guter Heinrich! Wie kann ich denn glücklich sein ohne dich?

Es stürmt jetzt so Manches über den armen Willbach her. Sein Jugendfreund, ein Baron Arthur von Ottensen, mit dem er studirt, den er eine Zeitlang auf Reisen begleitet, und in Italien einmal mit Gefahr seines Lebens vor den Dolchen der Banditen geschützt hat, die dem Baron wegen einer schönen Frau



nachstellten, — dieser Baron Arthur ist gerade jetzt gefährlich krank, und Heinrich muß fürchten, ihn zu verlieren. Jetzt sollte ich ihn trösten, aber was kann ich ihm mit meinem gedrückten Gemüthe sagen?

Nun habe ich dir alle meine Leiden geklagt, und es ist mir, als trüge ich sie leichter. Leb' wohl, theure Freundin, und schreibe mir bald.

---

### Dieselbe an Dieselbe.

Im April 18. . .

Ich danke dir für deine schnelle Antwort. Deine Liebe und Theilnahme war mir ein wahrer Trost; sonst kann mir ja ohnedieß niemand etwas geben, und ich muß mich eben in Geduld fassen. Geduld! Geduld! Das war immer mein Wahlspruch, und wird es auch wohl so ziemlich zeitlebens bleiben.

Was du mir da wegen des Barons schreibst, wäre wohl schön, aber auf keine Weise thunlich. Zwar ist Ottensen sehr reich, und er hat es Heinrichen mehr als hundertmal angeboten, daß er zu ihm ziehen, und alles, was jener besitzt, mit ihm theilen soll; aber erstlich dürfte er dann nicht daran denken, zu heirathen, denn Ottensen, der kränklich und hypochondrisch ist,

würde seinen Freund mit keiner Frau theilen wollen, und zweitens wäre es auf keinen Fall von Dauer, denn Ottensens Gesundheit ist ganz zerstört. Er hat, in Neapel glaube ich, zuerst einen Sturz mit dem Pferde gemacht, wovon seine Brust verletzt wurde, und dann, als er von dort wieder nach Rom zurückkehrte, mußte er durch einen Ort, der — ich meine, die pontinischen Sümpfe heißt, und wo es äußerst ungesund, ja gefährlich sein soll, zu reisen. Hier griff die böse Luft seine geschwächte Brust noch mehr an, und er konnte kaum Rom erreichen, wo die Kunst geschickter Aerzte ihm das Leben erhielt, aber keine lange Dauer desselben verhieß. Nun aber darf er über sein Vermögen, wenn er unverheirathet stirbt, nach seinem Tode nicht schalten, denn so hat es sein Vater bestimmt, der ihn dadurch zwingen wollte, seinen Widerwillen gegen das Heirathen zu überwinden; Ottensen aber verzichtet lieber auf den freien Gebrauch seines Reichthums, als daß er ein verhaßtes Bündniß einging, und so ist von dieser Seite für Heinrich auch keine bleibende Aussicht.

Ein seltsamer Mensch muß dieser Baron Arthur auf jeden Fall sein, — verständig, gutmüthig, wohlthätig, wie Heinrich sagt, aber sonderbar in seiner Lebensart, menschenscheu,

und deswegen, und wegen seiner Kränklichkeit immer einsam. In der Liebe war er auch sehr unglücklich. Ein Mädchen, das er sehr geliebt hatte, war ihm auf eine abscheuliche Art untreu geworden, und jene Dame, um derenwillen er bald das Leben verloren hätte, starb kurze Zeit darauf unter schrecklichen Schmerzen in seinen Armen — an Gift, wie man fürchtete, das ein eifersüchtiger Liebhaber, der bereits durch die Kelttern mit ihr versprochen gewesen war, ihr beigebracht hatte.

Ich kann es dem Baron nicht verdenken, wenn er nach solchen Erfahrungen sich scheut, ein drittes ähnliches Verhältniß anzuknüpfen, und muß ihn über alles das recht von Herzen beklagen.

Er hat an Heinrich schreiben lassen. Er fürchtet, dießmal den Unfall nicht zu überstehen, und wünscht seinen Freund noch einmal vor seinem Ende zu sehen. Ich mag und darf Heinrich von dieser letzten heiligen Freundschaftspflicht nicht abhalten und ihm einen Trost nicht entziehen, dessen sein Herz so sehr bedarf. Auf der andern Seite zittere ich vor seiner Abwesenheit. Ach Gott, wie werde ich dann das Leben, das stille einförmige Dasein ertragen ohne ihn? Und dann fürchte ich auch, daß der Anblick aller der traurigen Scenen,

und das Todtbett eines geliebten Freundes einen sehr nachtheiligen Eindruck auf seine Stimmung machen werde. Nun, wie Gott will! Folgt Heinrich dem Rufe des Barons, so will ich denken, es hat so sein müssen, und es wird also gut sein. Ach Therese! Ich bin recht niedergeschlagen, und es giebt Stunden, wo ich mich recht herzlich an des Barons Stelle wünsche, der jung, reich, angesehen, nach allen seinen Wünschen leben und glücklich sein könnte, und nun sterben wird! Das ist eben; der Mensch hier auf Erden soll nicht glücklich sein!

---

### Dieselbe an Dieselbe.

Im Juni 18 . . .

Zwei trübe, lange Monate sind mir in tiefer Einsamkeit vorüber gegangen, seit Heinrich fort war, und jetzt erst habe ich Hoffnung ihn wieder zu sehn. Er war die ganze Zeit auf Ottensens Landgute, der sich nun zu Heinrichs großer Freude wieder erholt und entschlossen hat, ihn hierher zu begleiten, weil ihm der Arzt Berstreuung und Luftveränderung angerathen hat. Heinrich will ihn bei uns einführen. Ich freue mich nicht sehr darauf, denn ich bin am liebsten mit Heinrich ganz allein;



doch kann ich auch nicht läugnen, daß ich neugierig bin, den Baron kennen zu lernen, von dem ich schon so mancherlei gehört habe.

Ach, wie ich glücklich bin, daß Heinrich wieder kömmt, kann ich dir gar nicht sagen! Mein Leben ist doch gar zu still und einförmig. Meines Vaters Lage, noch mehr aber seine Denkart, schließen mich fast von allen jugendlichen Freuden aus, und ich denke doch der Zeit recht gut, wo es nicht so war, der Zeit nämlich, wo meine gute Mutter noch lebte und arbeitete, und schaffte, und Freudigkeit und besserer Erwerb durch ihren Fleiß in das Haus kamen. Damals sahen wir Freunde bei uns, wir gingen, wiewohl selten, aus: ich hatte mein Clavier, sie selbst unterrichtete mich im Französischen, in mancherlei schönen Arbeiten, worin ich ihr an die Hand ging. Seit sie todt ist, floß mein Leben unter vielen Entbehrungen und seltenen Erholungen in tiefster Stille hin, bis ich Heinrich kennen lernte. — Da kam wieder Freude und Lebhaftigkeit in mein Dasein, ich ertrug alles leichter, unsere Beschränkung, meines Vaters Launen, meine gänzliche Einsamkeit; denn Heinrichs Liebe und Umgang ersetzte mir alles. Und nun mußte ich ihn so lange entbehren! Gottlob, diese trübe Zeit ist bald zu Ende; ich will auch in der Freude meines

Herzens denen, die mich quälen, alles vergeben  
und vergessen.

---

## Dieselbe an Dieselbe.

Im Julius 18. . .

Gottlob, liebe Therese! Er ist hier, und eine bessere Zeit in mancherlei Rücksicht scheint mit ihm gekommen! Vor acht Tagen traf er ein, sein erster Weg war zu mir. Ach, in dem Augenblicke des Wiedersehens war alles, was ich vorher, ausgestanden hatte, versunken, verwischt, und ich ganz glücklich! Am folgenden Tage brachte er seinen Freund mit. Mir war es unangenehm, ich mag es nicht läugnen; mich hätte die Gegenwart jedes Zeugen gedrückt, am meisten die eines Menschen, der durch seine ganze Lage, selbst durch seine Wunderlichkeiten etwas sehr Verschiedenes von uns sein mußte.

Ich wollte es auch Heinrich sagen, aber dann dachte ich, daß der Baron sein Freund ist, daß es ihn schmerzen müßte, wenn ich ihn nicht gern bei uns sähe, und endlich — damit ich es nur frei gestehe, — verdroß es mich, daß Heinrich nach einer so langen Abwesenheit so wenig Sehnsucht hatte, mit mir allein zu blei-

ben, und mir schon am zweiten Tage einen weltfremden Menschen zuführte. Das aber hätte ich ihm nun vollends gar niemals zeigen mögen.

Es kam indessen doch ganz anders. Der Baron ist ein recht artiger feiner Mann, den man, wenn er nicht so krank aussähe, wohl schön nennen könnte; so aber machen die großen dunkeln Augen mit den langen Wimpern in dem todtblaffen Gesicht eine sonderbare Wirkung, und schauen Einen aus den tiefen Zügen wie wehmüthig an, und die lange, schlanke Gestalt ist vorgebeugt, und scheint sich nicht aufrecht tragen zu können. Uebrigens thut er, was mir recht gefällt, nichts weniger als krank, oder ängstlich, er spricht zwar leise, aber viel und lebhaft, und was er sagt, ist angenehm und unterhaltend. Manchesmal ist er sogar munter, er und Heinrich erzählen von ihren Reisen, von allerlei theils sonderbaren, theils lächerlichen Zufällen, Sachen und Menschen, das Gespräch bewegt sich lebhaft und reißt nie ab, was wohl sonst zuweilen der Fall war, wenn Heinrich verstimmt zu mir kam, und ich ihm alles durcherzählt hatte, was ich in meinem Gedächtniß aufreiben konnte, um ihn zu erheitern. Selbst mein Vater ist auf solche Weise befriedigt, und es kommt mir vor, als handle er den guten Heinrich mit mehr Achtung und Antheil, weil er

sieht, daß ein so reicher vornehmer Mann sein Freund ist. Ach, Gott gebe, daß alles so fortwähren, und des Barons Anwesenheit auch auf die Hauptsache, auf Heinrichs Beförderung günstig wirken möge! Ein Mann, wie er, wird wohl Bekannte und Freunde unter den Großen haben, und da könnten seine Empfehlungen viel thun. Ich hoffe wieder, wie du siehst, und diese Hoffnung und Heinrichs Gegenwart geben mir wieder Freudigkeit. Leb' wohl.

---

### Dieselbe an Dieselbe.

Im Julius 18 . . .

Es werden jetzt vierzehn Tage sein, daß ich dir in einer fröhlichen Stimmung geschrieben habe. Damals ging es mir recht gut. Ich kann nicht sagen, daß ich jetzt über irgend etwas eigentlich zu klagen hätte, aber es thut sich schon wieder da, und dort manches hervor, was besser — anders wäre. Du wirst mich schelten, ich höre es schon, und mir vorwerfen, daß ich niemals zufrieden sei, und immer etwas zu klagen oder zu wünschen haben müßte. Ja, liebe Therese, vielleicht hast du auch Recht, vielleicht liegt die Schuld an meinem gar zu ängstlichen reizbaren Wesen. Ich weiß wohl, daß Hein-



rich mir oft diesen Vorwurf gemacht hat, ich will auch nicht behaupten, daß die Schuld nicht großen Theils an mir liege, und will mich bemühen, nicht so viel zu grübeln, und die Dinge lieber zu nehmen, wie sie nun einmal sind; aber dessen ungeachtet kann ich den widrigen Eindruck, den sie auf mich machen — zumal im ersten Augenblicke — nicht bemeistern.

Du weißt am besten, wie aufrichtig und treu ich meinen Heinrich liebe, aber du weißt auch, daß ich in der letzten Zeit oft gegen dich geklagt habe, daß er manchmal so abgespannt, so wortarm — so — das ich es nur mit dem wahren Worte nenne, — so gelangweilt und langweilig bei mir gesessen, und endlich sogar immer Bücher mitgebracht hat, um nur Stoff zur Unterhaltung zu finden. Das hat mich oft innerlich geschmerzt, ich habe es ihm auch gesagt; weil aber immer ein Bank daraus entstand, und er dann meist ein paar Tage schmolte, so schwieg ich zuletzt, und trug, was nicht zu ändern war, in Geduld. Wußte ich doch, daß er mich im Grunde herzlich liebte, und alles für mich zu thun im Stande war!

Diese Auftritte kommen nun wieder, wenn wir allein sind. Er ist ungleich, jetzt verstimmt, jetzt abgespannt, und doch fühle ich, daß es ganz anders geht, wenn Ottensen dabei ist. Da

spinnt sich die Unterhaltung viel rascher und lebendiger fort, und das sollte nicht sein; unser Gespräch sollte nie inniger, nie genügender sein, als wenn wir allein sind. Findest du das nicht auch? Und begehre ich wohl zu viel, wenn ich das fordre?

Dann ist noch etwas, was mich leise drückt, und was ich durchaus nicht erklären kann. — Ich bemerke einen seltsamen Abstand zwischen des Barons und Heinrichs ganzer Art zu sein und sich zu benehmen. Es ist in dem Ersten so etwas leichtes und doch sicheres, etwas einnehmendes und doch hohes, wodurch wir alle — und Heinrich eben auch — in einer Art von Entfernung gehalten werden. Ich fühle das wohl, wenn Heinrich den Baron immer zuerst eintreten läßt, ihm einen Stuhl bringt, ihm reicht, was er verlangt; es sieht wie Unterordnung aus, und das thut mir weh. An dem Baron ist auch die Schuld nicht, denn der behandelt Heinrich wie einen Freund, ja wie einen Bruder, und ist fern davon, solche Dinge zu verlangen; ja vielmehr sehe ich, daß er es verhindert, wo er kann; aber es macht sich immer wie von selbst, und es ist mir in solchen Augenblicken, als sollte ich für Heinrich erröthen. Ich habe schon viel darüber nachgedacht und nichts gefunden, was diese Erscheinung er-

klären könnte, als vielleicht Ottensens Kränklichkeit. Diese macht, daß er beständig der Aufmerksamkeit derer, die ihn umgeben, bedarf, daß sie mancherlei Rücksichten für ihn haben müssen, und daß Heinrich dann diese gern für seinen kranken Freund hat. Wenn das ist, so muß ich ihn wohl noch mehr darum achten, aber ich muß mir es auch oft vorsagen, um an Heinrich nicht irre zu werden.

---

### Dieselbe an Dieselbe.

Im August 18. . .

Therese! Welch' ein ungeheures Unglück bricht über mich los! Denke dir mein entsetzliches Schicksal, wenn ich dir sage, daß der Baron bei meinem Vater um mich geworben hat! Du kennst des Vaters Denkungsart, unsere Dürftigkeit, seinen Widerwillen gegen Willbach. Ich brauche dir nicht mehr zu sagen, — ich weiß auch nichts zu sagen, als daß ich verzweifle!

So war es ein richtiges Vorgefühl, was mich erschreckte, als Willbach mir den ersten Besuch des Barons ankündigte! Ich wußte damals nicht, warum mir das so gar unangenehm war, ich tadelte mich im Stillen darüber; jetzt weiß ich, daß mein ahnendes Herz Recht ge-

habt hat. Dieser unglückselige Mensch ist zu meinem Verderben in unser Haus gekommen.

Mein Vater hat bestimmt erklärt: Ich müsse ihn heirathen. Es hat schreckliche Auftritte gegeben. Ich habe eine Begegnung erfahren, die ich durch Wiedererzählen mir nicht noch einmal lebhaft vorstellen mag. O Therese! es ist was fürchterliches um die ungemessene Liebe zum Gelde!

Ich habe meinem Vater alle möglichen Vorstellungen gemacht, ich habe ihn beschworen, zu bedenken, ob denn ein Mensch, der, wie dieser Baron, schlecht genug denkt, um seinem Jugendfreunde, dem er das Leben schuldig ist, sein Einziges und Liebstes, seine Braut, zu rauben wohl im Stande sein würde, ein Weib glücklich zu machen, ob er sich entschließen würde, sein Kind einem anerkannten Diebe oder Räuber in die Arme zu werfen. Und was Besseres — bei Gott, ist ja dieser Baron nicht. Sind das die Sitten der Großen und Reichen, das ihre Grundsätze? O dann sei mir die Niedrigkeit und Armuth doppelt, dreifach gelobt, bei der man wahre Ehrliche, und eine Tugend findet, die sich scheuen würde, einen so frevelhaften Raub so ungescheut zu begehen!

Du wirst sagen, ich sei außer mir, und du hast Recht. Seit acht Tagen, seit sich mein



Unglück erklärt hat, bin ich noch zu keiner rechten Besinnung gekommen. Alles stürmt auf mich, ich kann keinen Gedanken fassen, ich kann nur mit Angstgeschrei zum Himmel rufen, und, wenn der nicht durch ein Wunder rettet — verzweifeln; denn sonst ist kein Ausweg übrig. Auch an Willbach finde ich keine Stütze. Ich habe mich in meinem Schmerz an ihn gewandt. Er ermahnte mich, meine Pflicht zu thun; da nun einmal sein Schicksal ihm keine Aussicht böte, mir seine Hand zu reichen, so habe er mir feierlich entsagt, und mich seinem Freunde abgetreten. Ich war halb todt bei dieser Scene. Er hat eine unbegreifliche Fassung. Ja, die Männer, die Männer! Die empfinden ganz anders, als wir. Freilich zitterte seine Stimme und seine Hand, als er die meine in die des boshaften Menschen legte, und mich ihm mit wenigen aber rührenden Worten empfahl; doch was war diese Bewegung gegen meine Betäubung, die mich einer Ohnmacht nahe brachte!

Und Ottsen? Es ist unbegreiflich, wie dieser Mensch, der mir so schätzbar, und durch sein unglückliches Schicksal oft so liebenswürdig vorkommt, so böse sein, wie sich unter einer einnehmenden Außenseite so viel Tücke verstecken kann! Er empfing meine Hand mit kalter Ruhe, ja mit einem schadenfrohen Lächeln, als wollte er sagen: Hab' ich dich endlich? Du sollst mir nicht wieder entkommen! Der Schmerz seines Freundes, meine Verzweiflung, die ich ihm gar nicht zu verbergen suchte, galten ihm ganz gleich.

Ich habe mit Willbach sehr heftige und  
 C. Pichler, 2. Bändchen. 8

höchst unangenehme Auftritte gehabt. Ich habe ihm geradezu erklärt, daß Er allein Schuld an meinem Unglück sei, und daß, wenn er nicht eingewilligt hätte, ich alles gewagt und den ganzen Bohn meines Vaters würde haben über mich ergehen lassen. Er zuckte die Achseln, sprach von seiner Verpflichtung gegen den Baron — er, der ihm das Leben gerettet — von dem, was man einem Freunde, zumal einem unglücklichen, schuldig sei, der vielleicht nur kurze Zeit mehr zu leben hätte, und endlich von den Vorwürfen, die er sich ewig machen müßte, wenn er nicht alles gethan, ja sich nicht selbst mit allen seinen Wünschen zum Opfer gebracht hätte, um die letzten Tage dieses Freundes zu verschönern.

Ist das Tugend? Ist es Kälte? Ich begreife es nicht. Wenn es Tugend ist, dann bin ich noch unglückseliger, von einem solchen Herzen gerissen zu sein. Ist es aber Kälte? O Therese! Nun bin ich auf den schrecklichsten Punkt in der ganzen Reihe meiner Leiden gekommen, gegen den meines Vaters Mißhandlungen, Ottensens hämische Freude, und alles, was ich ausstehen kann, nichts ist. Wenn es Kälte wäre?

Ich bin gestern auf dem Grabe meiner Mutter gewesen, und habe ihr mein Leid geklagt und mit heißen Thränen gebetet, daß Gott mich vor Verzweiflung und vor einem unglücklichen Gedanken bewahren möchte, der, seit ich zu ahnen glaube, daß Heinrichs Opfer Kälte ist, mich jedes Messer und jedes hohe Dachfenster, woraus man sich, rasch stürzen und so der Qual in einem Augenblick ein Ende

machen könnte, mit einer Art von Begierde betrachten läßt — und das ist ja Sünde. Ach Gott, wohin werde ich noch gerathen!

Wenn ich nur bei meinem Peiniger und künftigen Tyrannen eine Spur von Bärtlichkeit wahrnehmen könnte, die seinen Schritt rechtfertigte! Aber er ist ganz ruhig in meiner Gegenwart und hat meinen letzten verzweifelten Versuch, ihm meine Abneigung vor dieser Heirath geradezu zu erklären, so ohne Unwillen, ja mit einer Art von Behmuth und Mitleid aufgenommen, und ist dabei so fest auf seinem Sinne geblieben, daß ich nun gar keine Hilfe mehr vor mir sehe. Seitdem ist er stiller als sonst, sieht mich oft mit düsterem Blicke an, redet mir liebevoll zu und verspricht mir, daß es mir einst noch recht gut gehen werde. Ich weiß nicht mehr, wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich muß ihn verabscheuen, als den Mörder meines ganzen Glücks, und es ist mir doch unmöglich, es ihm ganz so zu zeigen, als ich es empfinde. O Therese, was wird noch aus mir werden?

---

## Die Baronin von Ottenfen an Therese Walling.

Im August 18. . .

Seit drei Wochen habe ich meinen Namen verändert. In meinem Herzen, in meiner Lage, in meiner Lebensweise ist keine Veränderung vorgegangen. Der Baron hat — das einzige was er mir nach dem Sinne that, — eine

stille, geräuschlose Hochzeitfeier veranstaltet. Ich wurde ihm angetraut. Wie es diesen Tag war, an dem ich lebend in's Grab gestiegen bin, weiß ich nicht, ich kann dir also nichts davon erzählen. Der Baron hatte mir schöne Kleider und eine Menge Schmuck geschickt. Ich erhielt durch Thränen und Festigkeit, daß ich nichts davon anlegen durfte. Ich blieb in meinen gewöhnlichen Kleidern und so bin ich noch. Den Tag nach der Hochzeit reiste der Baron nach seinem Gute ab. Er trug mir an, ihn zu begleiten. Die Art, wie er es that, zeigte mir, daß ich wagen durfte, es abzuschlagen. Du wirst mich vielleicht tadeln? Du wirst sagen: das Weib gehört zum Manne, und du hast einmal geschworen, ihn nicht zu verlassen. Das ist wohl wahr, auch bin ich oft recht unruhig über diesen Punkt; aber er selbst verlangt es ja nicht, und es ist mein heiliger Vorsatz, so bald er es wünschen, so bald er nur eine leise Andeutung äußern wird, als ob er meiner bedürfte, so gehe ich auf der Stelle zu ihm, und will gewissenhaft als eine treue Hausfrau jede meiner Pflichten gegen ihn erfüllen.

Sieh, Therese, das ist der einzige Punkt, auf dem ich in dem widerwärtigen Gewirre von Gedanken, Schmerzen und Besorgnissen mit einigem Wohlgefallen verweilen, und einigen Trost daraus schöpfen kann. Ich will meine Schuldigkeit gegen ihn, der nun einmal vor Gott mein Gemahl und Herr ist, redlich thun.

Aus dieser Absicht habe ich Heinrich, der seit dem Tage vor der Vermählung bis zu des



Barons Abreise unser Haus nicht mehr besuchte, geschrieben, daß er mich nun ganz meiden und mir durch sein Wegbleiben die schweren Pflichten, die er selbst mir hat aufladen helfen, leichter tragen machen soll. Er hat auch meinen Wunsch geehrt, aber dem ungeachtet seh' ich ihn viel öfter, als mir lieb ist, bald um's Haus herum schleichen, bald in der Kirche. Ich glaube, das sollte er nicht thun; aber, wie schon gesagt, die Männer denken und empfinden ganz anders, als wir, und wir können sie eben so wenig begreifen, als sie uns.

Der Baron hat mir bei seiner Abreise eine schwere Rolle Geld in die Hand gelegt, zu kleinen Ausgaben, wie er sagte. Ich habe sie, als er weg war, geöffnet. Es waren hundert Souveraind'or. Er hat mir gesagt: so bald ich etwas bedürfte, möchte ich ihm schreiben oder schreiben lassen. Merk' dir das: schreiben lassen — und er würde mir alles schicken, was ich brauche.

Was heißt das? Therese! Schreiben lassen? Entweder glaubt er, ich kann gar nicht schreiben, oder wenigstens nicht recht ordentlich, und warum hat er denn ein solches Gänschen geheirathet? Oder er glaubt, ich will ihm nicht schreiben? So weiß er ja, daß ich ihn hasse, und macht sich nichts daraus, und nimmt mich auch nicht zu sich, und bemüht sich nicht, diesen Haß zu bekämpfen, und mir die Gesinnungen einzuflößen, die mir als christlicher Ehefrau geziemen. Ist das recht? Ist es redlich? O Pfui! Pfui! In was für Hände bin ich gerathen, Therese? Und wer hat mich ihnen überliefert? Ein Vater, und ein Mensch, für den ich willig mein Leben gegeben hätte!

Ich habe meinem Vater die Rolle gezeigt, er schien ganz glücklich darüber, und so habe ich sie ihm geschenkt. Das war es ja, um was er mich und mein ganzes zeitliches Glück verkauft hat, wofür ich bald mein ewiges Heil verloren hätte, hätte der Geist meiner guten Mutter, die ich brünstig angerufen, nicht über mich gewacht. So mag er denn den Sündenlohn hinnehmen.

Therese! Ich fühle, daß ich sehr bitter werde, und so ist es besser, abzubrechen.

---

### Dieselbe an Dieselbe.

Im October 18. . .

Das dachte ich nicht, Therese, daß es dahin kommen sollte, daß ich wünschen und recht sehnlich verlangen würde, von dem Baron zu sich gerufen zu werden! Und doch ist es so. O gesegnet das Unglück, wenn es allein kommt, sagt das Sprichwort, und so muß auch ich sagen. Du wirst dich vielleicht erinnern, daß ich dir einmal schrieb, der Vater des Baron von Ottsen habe seinem Sohne nicht erlaubt, mit seinem Vermögen zu schalten, wenn er unverheirathet stürbe, und in diesem Falle einen Bruderssohn, Ludwig von Ottsen, zum alleinigen Erben der großen Güter ernannt. Dieser Bruderssohn — ach, Therese, was giebt es für Menschen in der Welt! — soll nun, wie ich jetzt erfahre, seit langer Zeit alles angewandt haben, um seines Vatters Abneigung gegen jede Heirath zu nähren, und sich sogar

mit seinem Arzt verstanden haben, damit ihm dieser einen solchen Schritt bei seiner schwachen Gesundheit als lebensgefährlich widerrathe. Nun hat Baron Arthur diesen Schritt doch gethan. — Gott weiß! nicht zu seinem und nicht zu meinem Glücke, — und der Better ist ganz rasend vor Zorn darüber geworden. Er hat seinem Verwandten auf eine unauständige Art Vorwürfe gemacht, und — denke die Kränkung für mich — er verbreitet die ehrenrührigsten Gerüchte über mich und meine unglückselige Heirath mit seinem Better. Es ist nichts schlimmes, nichts schändliches, was er nicht meinem Vater und mir nachsagt, und man hat mich gewarnt, nicht allein auszugehen, weil dieser niedrige Mensch mir auflauern, und, wie er schon gedroht hat, auf öffentlicher Straße der Buhlerin seines Betters den Schimpf anthun will, den sie verdient.

O wenn dieser Ludwig wüßte, wie unglücklich mich seines Betters Einfall gemacht hat, er würde nicht gegen mich wüthen, er würde Mitleid mit mir haben. Aber das ist doch nur der geringere Theil meiner Leiden. Das schmerzlichste kommt mir von der theuersten Hand, von Heinrich selbst. Ich habe dir gleich nach meiner Hochzeit geschrieben, daß ich ihn gebeten, mich zu vermeiden, daß ich aber mit schwerem Herzen bemerkt, wie diese Bitte nicht den gehörigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Denke dir, Therese! Ich finde ihn alle Augenblicke auf meinen Wegen; und vor einigen Tagen, als ich eben traurig an meiner Arbeit saß, tritt er plötzlich ein. Ich war ganz allein zu Hause. Ich zitterte wie Espenlaub, und

war unvermögend zu sprechen. Da eilte er auf mich zu, schlug seine Arme um mich, und, überwältigt von Liebe und Schmerz, sank ich weinend an seine Brust, und lag recht lang und recht mit Vergnügen so, während er mir eine Menge Zärtlichkeiten vorsagte. Endlich nannte er des Barons Namen, und Gottlob, daß er das that! Bei diesem Klange standen alle meine Pflichten und das Unrecht, das ich gegen den Baron hatte, vor mir. Das sagte ich Heinrich, und — denke dir mein Erstaunen, als er nun anfing, mir die Sache auseinander setzen zu wollen, und mir zu beweisen, daß ich unbeschadet meiner Pflicht und dessen, was ich Ottensen schuldig sei, immer noch einen Freund haben könnte, der mir, und dem ich vom Herzen gut sein, und dessen Gesellschaft mir manche trübe, einsame Stunde erheitern könnte! Ich kann dir gar nicht sagen, wie mir zu Muth war, als ich aus Heinrichs Munde solche Grundsätze hören mußte. Ich wandte mich wirklich mit einer Art von Scheu von ihm ab, und erklärte ihm endlich, daß wenn auch er weder etwas pflichtwidriges, noch gefährliches in diesem Umgange sähe, ich doch anders denken müßte; ich bat ihn endlich mit Thränen, meiner zu schonen und nimmermehr zu kommen. Er thut es aber nicht, er läßt sich bald da, bald dort sehen, und wenn er nichts anders weiß, so hat er eine Nachricht, oder eine Erkundigung nach meinem Wohlsein von dem Baron zu bringen. Was ich hierbei leide, kann ich dir nicht sagen. Ach ich sehe Heinrich selbst so gern, ich bin innerlich froh, wenn er kömmt, und doch muß ich mich über diese



Freude strafen und wünschen, ja ihn bitten, daß er wegbliebe. Ach ich wollte, ich wäre einmal an dem Orte meiner Bestimmung und so von allen den Verfolgungen und Gefahren fern!

### Dieselbe an Dieselbe.

Freyenberg, den 25. October 18...

Du wirst aus dem Datum sehen, daß ich nicht mehr zu \*\*, sondern auf dem Schlosse meines Gemahls bin. Er hat mir vor ungefähr vier Wochen einen sehr freundlichen Brief — den ersten, den ich von ihm erhielt — geschrieben und mich gebeten, „da gewisse Verhältnisse und Gerüchte (ich habe wohl verstanden, was er meinte) es nöthig machten, unsere Verbindung öffentlich zu erklären, und mir vor der Welt den Rang und die Stelle zu geben, die mir gebührt; so möchte ich mich bereit halten, zu ihm zu reisen, und ihm verzeihen, daß er nicht selbst käme, mich abzuholen, weil er von neuem krank sei. Er würde sich bemühen, mir die Einsamkeit auf dem Lande und das Leben mit einem wunderlichen Kranken so erträglich als möglich zu machen.“ Der Brief war sehr artig, und da er mit dem, was mir meine Vernunft in den jetzigen Umständen als das Beste anrieth, vollkommen übereinstimmte, antwortete ich auf der Stelle, daß ich bereit sei, seinen Wunsch zu erfüllen.

Als der Brief fort war, fiel es mir wie ein Berg aufs Herz. Der Abschied vom Ba-

ter, die gänzliche Losreißung von Heinrich, das Eintreten in eine fremde Lebensart, und über alles das, das Zusammensein mit einem Menschen, der mir so wenig Ursache gegeben hatte, Gutes von ihm zu erwarten! Heinrichen traf die Nachricht wie ein Donnerschlag; aber auch er mußte des Barons Verfahren billigen. Wir waren Beide sehr betrübt, selbst mein Vater war durch den Gedanken, sein Kind zu verlieren, bewegt, und so gingen ein paar Tage recht schmerzlich, aber schön hin. Am dritten entstand ein großes Gerassel in unserer engen Straße, alles fuhr an die Fenster. Da hielt der Reisewagen des Barons mit prächtigen vier Pferden bespannt, zwei Bediente saßen auf dem Boocke, ein alter Geistlicher, von sehr würdigem Ansehen, und eine hübsche Frau von mittleren Jahren stiegen aus, und traten bei uns ein. Es war der Schloßkaplan und die Kammerfrau, die mich bedienen sollte. Sie brachten einen Koffer mit Kleidungsstücken und sehr schöne Wäsche für mich mit. Am andern Morgen war alles zur Abreise bestimmt. Ich mußte mich von der Kammerfrau anziehen lassen, was mir sehr sonderbar vorkam. Heinrich war gekommen, mich noch einmal zu sehen. In dem Augenblicke der Trennung verlor auch er seine Fassung, er zitterte sichtlich, und seine Thränen brachen hervor. Er drückte mich heftig in seine Arme und ich fühlte mich, nach allem, was ich bereits gelitten hatte, einer Ohnmacht nahe. Du gehst, rief er mit schmerzhaftem Tone: — du gehst in eines Andern Arme. O Gott, was hab' ich gethan! — Er warf sich todtenbleich und schluchzend auf's



Kanapee. Ich zitterte. Mein Vater unterstützte mich. Der Kaplan trat ein, um mir zu sagen, daß alles bereit sei. Jetzt sprang Heinrich mit verzweifelnden Blicken auf, er umschlang mich noch einmal: Du gehst nicht! rief er: Ich lasse dich nicht, — es ist mein Tod, es ist dein Untergang. Der Kaplan begann mit sanfter Miene ihm Vorstellungen zu machen. Ich vernahm nur ihren Anfang — meine Sinne schwanden. Als ich zu mir kam, befand ich mich im Wagen und bereits auf der Landstraße. Die Kammerfrau hatte mich in ihre Arme gefaßt, der Geistliche hielt mir riechende Essenzen vor. Ich war vor Schmerz außer mir, ich wollte aus dem Wagen springen, zu Fuß nach Hause laufen; des Geistlichen erst sanfte, dann ernste Ermahnungen brachten mich nach und nach zur Besinnung. Ich sah mein Unrecht ein, meine Pflicht, mein Schwur fingen wieder an, hell und klar vor meiner Seele zu stehn, die Heftigkeit meiner Gemüthsbewegung ließ nach, so daß ich mich zu fassen und in einer leidlichen Stimmung zu halten vermochte. Der Kaplan hatte mich vorbereitet, daß ich den Baron wohl im Bette treffen würde; das Betragen seines Betters habe ihn sehr gekränkt, auch um meinetwillen, und jede Kränkung habe den schädlichsten Einfluß auf seine Gesundheit. Wir näherten uns jetzt dem Schlosse, das vom Abhange eines Berges mitten in Gärten prächtig herunter sah. Eine breite Allee führte darauf zu, unter einem hohen Thorwege hielt der Wagen, mehrere Bediente kamen sogleich herbei, man führte mich eine Marmortreppe hinauf, wo jedes gespro-

chene Wort, jeder tritt wiederhalte. Mir kam alles so feierlich, so seltsam vor. Jetzt öffneten sich die Flügelthüren eines schönen, reichvergoldeten Saales, und hier trat uns der Baron im Ueberrock, aber völlig gekleidet, von mehreren seiner Leute begleitet, mit großer Freundlichkeit entgegen. Dieses gütige, bei seiner Kränklichkeit wirklich achtungsvolle Betragen, noch mehr aber ein Blick auf sein blaßes Gesicht, sein leidendes Aussehn, machten, daß der Unwillen schwieg, den ich gegen ihn hegte, und ich ihn unwillkürlich freundlicher grüßen mußte. Es freut mich herzlich, sagte er leise, aber sehr liebevoll, daß du dich entschlossen hast, zu mir zu kommen. Dieß Haus ist künftig das deine; alles, was du siehst, dir zu Gebot, und ich werde mich bemühen, dir das Leben darin so angenehm als möglich zu machen. Ich konnte nicht antworten, denn sonst hätte ich weinen müssen. Ich verneigte mich bloß. Komm, liebe Marie! sagte er, ich will dir deine künftige Wohnung zeigen. Er faßte hierbei meine Hand, und als sie zitterte, sagte er leiser auf französisch: Fassen Sie sich, wir sind nicht allein. Ich sah ihn an. Es war etwas so Trübes, Ernstes in seinem Blicke. Haben sie Geduld mit mir, antwortete ich ebenfalls in jener Sprache, ich will mich bemühen, Ihnen keinen Verdruß zu machen. Er lächelte, und drückte mir flüchtig die Hand. Mir ward leichter, ich ging weniger ängstlich an seiner Seite, durch viele, viele Zimmer, wovon immer eines schöner als das andere war. Endlich traten wir in eines, das mit grünem Seidenstoff tapezirt und mit aufgezo-



genen Vorhängen (Draperien nennt sie der Baron) rings umhängt war. Auf ein paar Stufen, die mit einem prächtigen Teppich überlegt waren, stand ein Bett voll reicher Vergoldung, und zarte Vorhänge vom schönsten gestickten Musselin flossen von der Decke in geschmackvollen Falten darauf nieder. Ein Schreibtisch, einige kleine und größere Sopha's, ein großer Spiegel, Wand- und Kronleuchter, alles reich vergoldet, vollendeten die prächtige Einrichtung. Das ist dein Schlafzimmer, Marie! sagte er, und hier — indem er ein allerliebstes Kabinet öffnete, ganz mit schneeweißem Perkal drapirt, in welchem ein Nachttisch mit Silbergeräth besetzt stand — dein Ankleidezimmer. Ich stand erstarrt. So viel Herrliches hatte ich nie gesehen, und diese Herrlichkeiten sollten mein sein! Nein, nein, Herr Baron, sagte ich, das ist zu schön für mich. Geben Sie mir eine einfachere Einrichtung, ich bin das nicht gewohnt, ich würde mir hier noch fremder vorkommen. Du wirst es gewöhnen, Marie! der Mensch gewohnt alles, das glaube mir, erwiderte er sanft aber ernst. Ich lasse dich mit deinen Gedanken allein. Hier ist die Klingel; die Kammerfrau erscheint, wenn du sie brauchst. Er ging. Alle, die uns gefolgt waren, begleiteten ihn. Jetzt stürzten meine Thränen hervor, ich warf mich laut schluchzend auf das nächste Kanapee, und überdachte meine ganze so höchst traurige und seltsame Lage. Das Einzige, was mich freute, indem ich alles was mir begegnet war, und was mir noch bevorstand, überdachte, war, daß ich nicht mehr den entschiedenen Haß gegen den Baron in meiner

Brust fühlte, der doch in meiner Lage nun einmal sündlich gewesen wäre, ja daß ich spürte, ich hätte Mitleid mit ihm. Meine Thränen flossen immer fort, aber ich fühlte meine Brust erleichtert, und brachte es endlich dahin, daß ich mit Ergebung in Gottes Willen ihn um Beistand zu meinen künftigen Pflichten, um Vergessenheit des Vergangenen und um Geduld und Kraft für das Gegenwärtige anrufen konnte. Die Kammerfrau trat nach einer Weile ein, und fragte, ob es mir gefällig wäre, mit dem Arzt, dem Kaplan und noch ein paar Personen an der Tafel oder in meinem Zimmer zu essen. Und der Baron? fragte ich. Der ist allein, antwortete sie, oder vielmehr gar nicht; der arme Herr leidet sehr viel. „Ich bitte, sagen Sie dem Baron, was er entscheiden wird, will ich thun.“ Er ist's, der mich schickt. — „So werde ich allein speisen“ sagte ich. Ich hatte erwartet, mit meinem Gemahl zu essen. Da er meiner nicht bedurfte, so war ich froh, nicht unter fremden Menschen sein zu müssen.

Nach dem Essen trat der Kaplan ein und erkundigte sich, ob es mir gefällig wäre, das Schloß und die Gärten zu besuchen: er habe den Auftrag vom Baron, mich herumzuführen. Der Baron geht nicht mit? — Er kann nicht, erwiederte der Kaplan. Es war viel, daß er es vermocht hatte, diesen Morgen aufzustehen, und so lange aufzubleiben. Ich willigte ein, die Kammerfrau brachte mir einen zierlichen Ueberrock von feinem Wollenzeuge und einen sehr schönen ostindischen Shawl. Wir gingen. Das Schloß liegt sehr angenehm. Aus den

Fenstern der Vorderseite, wie von den höhern Parthieen im Garten, übersieht man die Ebene. Die Gärten sind im neuesten Geschmacke angelegt, eine Menge prächtiger Zimmer im Schlosse, aber alle, die wenigen ausgenommen, die der Baron und ich bewohnen, so wie die Gärten selbst, haben ein Ansehn von Einsamkeit und Unbewohntheit. Der Kaplan machte es leicht begreiflich. Der Vater des Barons hat vor drei Jahren alles für seinen Sohn, wenn er von Reisen zurückkäme, zurichten lassen, und ist bald nach dessen Ankunft gestorben; der Sohn aber war seither immer krank, hat keine Freude an dem allen, und so ist das höchste, was er thut, daß er eben nichts verfallen läßt. Der Kaplan erzählte mir hierauf noch viel von dem Baron, woraus ich sehen konnte, daß er — mir ganz unbegreiflich — ein sehr guter, ja ein edler Mann sein müsse. Aber wie hat er an Heinrich und mir so handeln können?

Ich kam spät in mein Zimmer zurück. Ich fragte, ob ich den Baron noch sehen würde? — Er sei bereits eingeschlossen, das sei Abends immer seine Sitte. — Ich kann sagen, daß mich das verdros. So schlug ich denn auch das Anerbieten des Arztes aus, der mich auf Befehl des Barons mit Musik wollte unterhalten lassen, und überließ mich in der tiefen Einsamkeit der ländlichen Stille ganz meinen schwermüthigen Gedanken. Am andern Morgen wurde ich gefragt, ob es mir gefällig wäre, mit dem Baron zu frühstücken, da ihm seine Gesundheit nicht erlaubte, herüber zu kommen. Ich war sogleich bereit. Man führte mich



durch mehrere Zimmer und den großen Saal, dann abermals durch zwei Zimmer voll Bücherschränke, endlich in ein großes Zimmer, das halb verhängt und nur dämmernd erleuchtet war. Der Baron stand vom Kanapee auf, er fragte mich, wie ich geschlafen hätte, er erkundigte sich freundlich nach allem, ob ich etwas brauchte, ob mir was mangle, und bat mich zuletzt so sanft, daß es mich beinahe rührte, ihm zu verzeihen, wenn seine Kränklichkeit mich von mancher Unterhaltung, die für meine Jahre passend wäre, abhalten und seine Frauen mir zuweilen eine trübe Stunde machen würden. Ich erwiderte, so aufrichtig und herzlich ich konnte, daß er sich hierüber keine Sorge machen möchte. An Unterhaltungen wäre ich auf keine Art gewöhnt, und wenn ich künftig etwas beitragen könnte, ihn zu zerstreuen und seine Leiden zu vermindern, so würde mich dieß recht freuen. Er war sehr freundlich, man brachte das Frühstück. Die Ehrfurcht, mit der alle seine Leute ihm und auf sein Gebot auch mir gehorchten, die, fast möchte ich sagen, feierliche Stille, die in seinem Krankenzimmer herrschte, die Einrichtung desselben, die Gemälde darin, die er mir späterhin erklärt hat, und die nichts als traurige Geschichten aus längstvergangenen Zeiten vorstellen, sein Betragen gegen mich und gegen alles, was ihn umgiebt, machten einen ganz sonderbaren Eindruck auf mich. Mir war immer, als ob ich in der Kirche wäre, und dürfte nicht laut sprechen und mich nicht viel umsehen.

Ueber eine Weile kam die Kammerfrau und fragte, ob es mir gefällig wäre, mich anzuklei-



den. Ich sah den Baron an. Es war mir, als sollte ich ihn um Erlaubniß fragen. Geh, liebe Marie, sagte er, und laß dich von ihr pußen! Ich werde dich hernach meinen Leuten vorstellen. Ich ging. Die Kammerfrau hatte alles bereitet, mein Haar wurde gekräuselt, geordnet, wie ich es noch nie getragen; dann brachte man mir ein seidenes Kleid mit langer Schleppe und reicher Besehung und zuletzt einen sehr schönen Schmuck. Ich wollte diesen durchaus nicht annehmen, die Kammerfrau bedeutete mich aber, daß es der Wille des Barons sei, und so ließ ich es denn geschehen; denn warum sollte ich ihn in solchen Kleinigkeiten zuwider handeln? Mein Gott! Glückliche kann ich ihn ohnedieß nicht machen! Als ich fertig war, führte mich die Kammerfrau vor den großen Spiegel, und ich gestehe dir, daß ich im ersten Augenblicke die Gestalt nicht kannte, die mir hier entgegen trat; aber das sah ich doch, daß sie besser ausah, als die arme Marie Forstern in ihrem kattunen Hausjäckchen und ihrem kleinen Häubchen. Man führte mich hierauf wieder zum Baron hinüber. Schon in der Bibliothek fand ich den Hauskaplan, den Doktor und einige Hausoffiziere. In seinem Zimmer stand er, völlig gekleidet, im schwarzen Frack mit Federhut und einem Orden an der Brust. (Ich habe vergessen dir zu sagen, daß er ein paar Jahre gedient und sich sehr ausgezeichnet hat). Ich war überrascht. So hatte ich ihn niemals gesehen. Ich fühlte, daß ich erröthete. Er trat auch zu mir, und ich bemerkte, daß er meinen Anzug musterte; doch mußte ihm alles gefallen, denn er nahm mich

freundlich bei der Hand, sagte: du siehst recht gut aus, Marie! und führte mich in den Saal. Hier waren die Beamten, der Pfarrer, die Ältesten der Gemeinden u. s. w. versammelt. Alles neigte sich ehrfurchtsvoll, wie wir eintraten, und Einer aus der Versammlung trat vor und hielt eine Rede an Ottenfen und mich. Der Baron hatte mich unterrichtet, wie ich antworten sollte; ich that es, nicht ohne die größte Beklemmung, und nun kam alles herbei, um uns die Hände zu küssen, was ich nach Ottenfens Wink gestattete, er aber schüttelte jedem freundlich die Hand. Meine Linke, die er beständig während der Ceremonie hielt, zitterte, und ich sah wohl, daß er über diese Verlegenheit und dieß Zittern lächelte. Endlich war alles vorbei, zu meiner und Ottenfen's großer Freude, denn ich bemerkte, daß ihn die Ceremonie angegriffen hatte. Er wurde sichtlich immer bleicher; dennoch führte er mich bis in mein Zimmer und bat mich dann mit ihm zu speisen. Ich stand dann eine Weile allein und wie betäubt, ich wußte nicht mehr, wie ich in dem großen Spiegel mein Bild wieder erblickte, ob ich noch dieselbe sei, die ich vor drei Tagen gewesen.

Als ich mich umgekleidet hatte, rief man mich zum Speisen. Ich fand den Baron ganz allein. Das machte mich ein wenig verlegen, denn ich fürchtete, in einer so langen Unterredung vielleicht viel Ungeschicktes zu sagen. Es ging besser, als ich gedacht hatte. Er wußte mich in ein recht lebhaftes Gespräch über meine Kindheit, meine Erziehung, meine selige Mutter zu verwickeln. Ich war offenherzig, meine



Furcht verschwand, und ich hatte seit langem keine zwei Stunden so vergnügt zugebracht. Nach Tische wurde angespannt, ich sollte spazieren fahren, aber allein mit dem Arzt und Kaplan. Ottsen geht nicht aus dem Zimmer, er führt überhaupt eine sonderbare und sehr einsame Lebensart. Alle Abende, wie es zu dunkeln anfängt, schließt er sich ein, dann darf niemand in sein Zimmer, selbst wenn er noch so krank ist, und der Arzt, so wie alle seine Leute, klagen sehr über diese, wie über viele andere Wunderlichkeiten, die seine Gesundheit noch mehr untergraben, und seinen gewissen Tod befördern müssen. Ich weiß nicht, wie es kam, daß diese Gewißheit, die ich so oft schon hatte aussprechen hören, mir in dem Augenblicke so befremdend auffiel. Und sollte denn gar keine Hoffnung sein, keine Möglichkeit, ihn zu retten? Er ist ja noch so jung? fragte ich den Arzt. Er zuckte die Achseln. Die Lunge ist angegriffen; gerade seine Jugend und seine reizbare Lebhaftigkeit sind es, die das Uebel unheilbar machen. Der Kaplan blickte finster und schweigend vor sich nieder, mir entschlüpfte ein Seufzer, ich konnte nicht umhin, das traurige Schicksal des Barons zu beklagen, und bei jedem Dorfe, jedem Wald, der ihm gehörte, zu denken: Ach, wie lange wird er alle diese schönen Sachen noch besitzen! und wie wenig kann er davon genießen!

Sieh, liebe Therese! Hier hast du eine ausführliche Schilderung der zwei ersten Tage, die ich bei dem Baron zubrachte, und so ziemlich ein Bild meiner ganzen Lebensart. Sie ist sehr still und regelmäßig; aber das ist mir nicht

unangenehm, und der Baron sorgt dafür, daß es mir nicht an Zeitkürzung und Abwechslung gebricht. Er hat von mir gehört, daß ich zu Lebzeiten meiner seligen Mutter etwas Clavier gespielt habe. Sogleich hat er mir ein schönes Fortepiano in mein Gesellschaftszimmer stellen lassen, der Organist muß mir Stunden geben, und mit dem Doctor, der hübsch Violine spielt und singt, übe ich mich. Es geht schon ziemlich gut, und wir studiren etwas ein für den Geburtstag des Barons, der in einigen Wochen fällt. Dann giebt mir der Secretär Unterricht im Zeichnen, und um mich im Französischen und Deutschen Style zu üben, muß ich allerlei lesen, übersetzen und schreiben, was dann der Baron sich selbst die Mühe nimmt, zu verbessern. Auch hat er mir Seide, Perlen, Baumwolle, und alle Geräthschaften zu den schönen Arbeiten bringen lassen, von denen er weiß, daß ich sie verstehe. Meine Zeit wäre angenehm besetzt, mein Leben still und sorgenfrei, wenn ich mit meinem gedrückten Herzen eines Glückes fähig wäre. Ach, Heinrichs Bild verfolgt mich überall, und es ist doch sündlich, diesen Gedanken Gehör zu geben! Ich thue, was ich vermag, um mich zu beschäftigen und sie zu verbannen; aber es gelingt mir nicht, und nun will ich noch Eins versuchen, ich will mich dem Kaplan, der mir von allen Leuten im Hause das meiste Zutrauen einflößt, offenherzig anvertrauen, und ihn um seinen Rath und Beistand gegen mich selbst bitten.



## Dieselbe an Dieselbe.

Im November 18...

Es ist doch seltsam, ja ich kann wohl sagen, es ist hart, wie man hier mit mir spielt, und was ich noch werde erleben müssen. Du weißt, daß ich dir sagte, ich wollte mich dem Kaplan anvertrauen. Es ist ein würdiger und vernünftiger alter Mann, der die Menschen kennt, und zu dem ich mir gleich im ersten Augenblicke ein Herz fühlte. Ich habe es gethan, und es nicht bereuen dürfen. Er hörte mich liebevoll an, entschuldigte meine Schwäche, lobte meinen ernstlichen Vorsatz, gab mir einige gute Rathschläge, und kommt nun öfters, besonders Abends, wenn der Baron sich einschließt, auf mein Zimmer, wo wir entweder gute Bücher lesen, oder miteinander plaudern. Meine Lage ist natürlicherweise der Hauptgegenstand dieser Unterhaltungen, und so drehen sie sich meistens um den Baron. Ich lerne ihn sowohl aus des Kaplans Erzählungen, der ihn von Kindheit an kennt, als auch durch eigene Erfahrung immer mehr schätzen. Es ist erstaunlich, wie viel Geduld er mit mir hat, wie er dafür sorgt, meinen Verstand zu bilden und mein Urtheil über die Welt und die Menschen zu berichtigen. Das werde ich ihm ewig danken. Dann auch erfahre ich manches aus seiner Lebensgeschichte. Er hat viel Unglück ausgestanden, und es ist ihm wohl vieles, was nur seltsam scheint, zu verzeihen. Seine Freundschaft für Willbach ist etwas sehr schönes in seinem Gemüthe. Stelle dir aber mein Erstaunen vor, als ich hörte, daß nicht, wie ich nach Heinrichs Reden glau-



ben mußte, ihre Väter Freunde gewesen, sondern, daß der alte Willbach Wirthschaftsrath von Ottensens Vater war, und daher also diese Art von Unterordnung komme, die ich immer mit einigem Mißvergnügen wahrgenommen und mir nicht zu erklären gewußt habe. Warum hat mir Heinrich dieß — verläugnet, kann ich eben nicht sagen — aber warum hat er so gesprochen, daß ich an ein gleiches Verhältniß zwischen ihnen glauben mußte? Das ist mir nicht lieb.

Indessen wurden die beiden jungen Leute miteinander auferzogen, sie theilten ihre Studien und trennten sich erst, als Ottensen Offizier wurde, wozu er Heinrich gern überredet hätte, der aber nie Lust zum Soldatenstande gehabt hat. Auch hierin liegt etwas, worin mir Ottensen besser gefällt als Heinrich. Nach dem Frieden machte der Baron die Reise nach Italien, worauf ihn Heinrich begleitete, und hier war's, wo er ihm das Leben rettete. Seitdem hängt er schwärmerisch an ihm, und findet darin eine Art von Glückseligkeit, alles für den Freund zu thun, der ihm, dem Einsamen, Vereinzelten, das einzige liebe Wesen auf der Welt ist. Und dennoch hat er ihm seine Geliebte genommen? Das erkläre, wer kann!

Das alles gewann mich sehr für den Baron, und ich kann sagen, daß ich mich immer freute, wenn er mich zum Frühstück oder Mittagessen zu sich bitten ließ, oder wenn ich mit meinen Schreibereien zu ihm kommen durfte; denn wir führen ein gar seltsames Leben, und niemand würde glauben, daß wir verheirathet wären. Ich betrete sein Zimmer nie ungerufen, er

kömmt gar nie in meines. Das ist auch ein Punkt, der mir unangenehm ist, denn er zeigt von der Kälte und Gleichgültigkeit, mit der mich mein Gemahl, der mir doch Liebe und Treue geschworen hat, betrachtet. Und warum hat er mich denn geheirathet? Warum hat er ein Band zerrissen, das — Ja! Heinrich hätte mich glücklich gemacht, glücklicher als ich jetzt bin, obwohl ich auch nun über manchen Punkt in Rücksicht seiner anders denke.

Indessen, so viel trübe Stellen auch in meinem Leben sind, ich würde sie mit Geduld tragen, ich würde immer denken können, daß ich mit einem Menschen lebe, der noch viel unglücklicher ist als ich, der bei Jugend, Schönheit, Reichthum und so vielen guten Eigenschaften immer leidet, und sichtbar und mit Bewußtsein dem Grabe zuwelkt. Aber es ist nicht recht von ihm, daß er mit meiner Neigung für Heinrich sein Gespötte treibt. Stelle dir nur vor, was er mir heute that! Ich habe längst bemerkt, daß sie sich schreiben, und nicht ohne Herzklopfen Heinrichs Hand auf mancher Aufschrift erkannt, wenn der Bote das Briepacket brachte. Heute Morgen sitzen wir eben beisammen, wie der Kammerdiener die Briefe bringt. Einer fällt ihm aus der Hand, ich hebe ihn auf, erkenne Heinrichs Schrift, gebe ihn dem Baron und werde feuerroth dabei. Er schweigt und als der Kammerdiener draußen ist, reicht er mir sehr freundlich die Hand und sagt: Es ist nothwendig, liebe Marie, daß wir über einen Punkt aufrichtig und freundschaftlich miteinander reden. Ich erschrak und meine Hand zitterte in der seinen, denn ich fürchtete Vorwürfe. Ich

Konnte nicht antworten. „Es ist natürlich, und darf mich nicht befremden, wenn dein Herz sich nicht schnell aus seinen alten Verbindungen und Beziehungen hat reißen können; ja, du würdest Tadel verdienen, wenn sie dir schon gleichgültig wären. Ich, liebe Marie, habe keine andere Absicht in der Welt mit dir, als dein Glück. Ich sehe, du bist oft niedergeschlagen, und das Leben in meinem Hause ist wohl nicht darnach, dich aufzuheitern. Darum — — er hielt inne — — darum — wenn es dich beruhigen, wenn es dich sehr glücklich machen kann, so schreibe an Heinrich! Ich habe nichts dawider und verlange deine Briefe nicht zu sehen.“

Ich kann dir nicht sagen, Therese, wie mir in dem Augenblicke war. Beschämung, Unwillen, Schmerz und Erstaunen brachten mein ganzes Wesen in Aufruhr. Ich sprang auf und fing heftig an zu weinen. Das legte der Baron ganz falsch aus. Sieh, Marie, sagte er mit großem Ernst, wie dich das ergreift! Ich sehe deutlich daraus, daß dein Herz noch fest an seinen alten Banden hängt. Darum eben — er stand gleichfalls auf — thue dir keinen Zwang an! Es wird mich nicht schmerzen, schreibe an Heinrich! Du sollst so glücklich sein, als ich dich machen kann. Ich sah ihn an, seine Züge waren ungemein finster, sein Blick so düster und trüb, als ich ihn lange nicht gesehen hatte. Mein, Herr Baron! rief ich: Das werde ich nie thun! Wenn Ihnen auch an meiner Treue nichts liegt, wenn ich Ihnen ganz gleichgültig bin, so muß ich mein Gewissen rein erhalten. Mit diesen Worten verließ ich das Zimmer, und war so außer mir, daß ich noch bis jetzt



nicht ruhig geworden bin, um dem Kaplan, den ich Abends erwarte, Alles ordentlich erzählen zu können.

---

## Dieselbe an Dieselbe.

Im December 18...

Welch ein köstlicher Schatz es um einen wohlmeinenden und erfahrenen Freund ist, das lerne ich im Umgang mit dem guten Pater Theophilus, so heißt der Kaplan, täglich mehr einsehen. Wie manche Sorge hat er schon von meinem Herzen genommen, wie manche Unruhe in meiner Brust gestillt, und wie manchen schönen Weg zu nützlicher Thätigkeit gezeigt! Er weiß Jeden gleich auf den rechten Punkt zu stellen, woraus eine zweifelhafte Sache am besten betrachtet werden kann, und mit unendlicher Sanftmuth und Geduld alle Winkelzüge und verworrenen Falten des Herzens aufzulösen.

Ganz stürmisch und im Innersten bewegt von der letzten Scene wegen des Briefes, eilte ich Abends, als er eintrat, ihm entgegen, und klagte ihm nicht ohne Heftigkeit das Unrecht, das ich erlitten zu haben glaubte. Er hörte mich gelassen an, ließ sich jeden Umstand erzählen, und als er Alles gehört und eine Weile nachgedacht hatte, sprach er: „Aber woher wissen sie denn, gnädige Frau, daß es dem Herrn Gemahl Ernst mit dieser Erlaubniß war? Wäre es nicht möglich, daß er Sie auf eine Probe hätte stellen wollen?“ Ich stuzte. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. „Sie haben sie

rühmlich bestanden, und gewiß Ihrem Gemahl viel Vergnügen mit Ihrem gerechten Unwillen gemacht.“ Er setzte mir nun Alles auseinander, ich fing an es zu glauben, und eine unbeschreiblich wohlthätige Empfindung verbreitete sich durch mein Innerstes. Aber der Baron war so finster, beinahe erzürnt, sagte ich. „Er hat Ihre Thränen mißdeutet, wie Sie richtig aus seinen Worten geschlossen haben. Kann es einem Manne wohl gleichgültig sein, wenn er glaubt, daß die bloße Erwähnung eines ältern Liebhabers seiner Frau eine solche Bewegung verursache?“ Ich schwieg. Es war mir viel leichter. Der Gedanke, daß ich dem Baron nicht ganz unbedeutend sei, hatte etwas Angenehmes für mich. Er soll sich nicht in mir geirrt, er soll sich nie über mich zu beklagen haben, sagte ich endlich, und ich werde Sie bitten, Pater Theophilus, mir auf meinem gewiß nicht leichten Wege beizustehn.

Seitdem war ich denn weniger ängstlich, wenn ich bei Ottensen war, und ich bemerkte wohl, daß auch er mich mit etwas mehr Achtung behandelte. Vorher wurde ich nur wie ein erwachsenes Kind betrachtet, und ich konnte mich nie so recht als Frau vom Hause fühlen. Vieles mag auch wohl von dem gewaltigen Abstände zwischen meiner vorigen und der Lebensart einer Dame kommen. Frauen dieses Standes haben sich um eine Menge Dinge nicht zu kümmern und zu bemühen, die in beschränkten Haushaltungen der Hausmutter zur Last fallen, sie bewegen sich freier und daher auch leicht mit mehr Annehmlichkeit und Anmuth in ihrem Kreise; doch sah ich wohl ein,

daß es auch hier Pflichten zu erfüllen gäbe, und da mich Ottensen seit jener Probe viel freundschaftlicher behandelte, und mich viel öfter zu sich bitten ließ, so nahm ich mir neulich einmal das Herz, mit ihm über diesen Punkt zu sprechen. Ich kam nämlich in sein Zimmer, als er eben mit ziemlich verdrießlicher Miene bei seinen Rechenbüchern saß und den Haushofmeister gescholten hatte. Er klagte über Kopfschmerzen und Uebelbefinden, das ihm der Auftritt und das lange Rechnen verursacht hatte. Herr Baron! sagte ich: Ich weiß wohl, daß ein großer Unterschied zwischen Ihrem und dem Haushalte meines Vaters ist, aber ich kann ordentlich schreiben, wie Sie wissen, und rechnen sehr gut. Wollen Sie die Geduld mit mir haben, und mich in der Art, wie Sie ihre Rechnungen geführt haben wollen, unterweisen, so würde es mir Freude machen, Ihnen dieß Geschäft abzunehmen. Seine düstere Miene erheiterte sich. — „Wolltest du das, Marie? Es ist nicht leicht.“ — Ich verstehe, was Sie sagen wollen; aber guter Wille vermag viel, und den habe ich gewiß. Ich legte die Hand auf die Brust. Er lächelte sehr freundlich. „Du bist ein gutes Weib!“ „Ich bin Ihr Weib,“ sagte ich — und erröthete bis unter die Haare; denn noch niemals hatte ich diese Beziehung vor ihm ausgesprochen, ja ich hatte es noch nie vermocht, sein Du zu erwiedern — „so ist es ja billig, daß ich Ihr Hauswesen führe; es würde mir ein angenehmes Gefühl, das der Nützlichkeit, geben, wenn Sie mir's anvertrauen wollten.“

„Wenn es Dein Ernst ist — von Herzen

gern! Du wirst mich einer großen Plage überheben.“ Und ich werde stolz darauf sein, Ihnen etwas leisten zu können. Er hieß mich neben ihm auf dem Sopha sitzen, nahm dann die Bücher und erklärte mir Alles. Ich faßte ziemlich, denn ich hatte meiner seligen Mutter Rechnungen geführt. Er schien zufrieden. Aber das ist nur ein Theil des Hauswesens, fuhr ich fort: Erlauben Sie mir, mich auch nach und nach des Ganzen anzunehmen. Ich möchte gern für Ihre Küche, Ihre Bedienung sorgen dürfen. Ich werde es schon begreifen, und Sie werden zuletzt finden, daß eine Frau das Alles doch treuer und aufmerksamer besorgt, als Dienstleute und Fremde.

Marie! sagte er unendlich gütig, aber auch sehr ernst: Ich bin ein Kranker, und noch überdies ein wunderlicher, trauriger Mensch. Ich bin nicht immer so still und sanft, wie Du mich siehst, denn Dich sehe ich nur in meinen guten Stunden. Solche oftmalige, solche nahe Berührungen, als die Besorgung aller meiner unzähligen, wahren und eingebildeten Bedürfnisse hervorbringen würden, könnten das reine Verhältniß, das jetzt zwischen uns waltet, stören. Laß mich des Gedankens genießen, daß ich Dich bloß zu meiner Freude und Deinem künftigen Glücke in meinem Hause habe! Ich erkenne Deinen guten Willen; aber dringe nicht in mich und glaube, daß wenn du so fortfährst, wie Du angefangen hast, Du Dir einst sagen kannst, Du habest wesentlich beigetragen, die letzten Tage eines Unglücklichen zu verschönern!

Ich kann dir nicht sagen, wie schmerzlich mir diese Worte waren, und er sagte sie so ru-



hig, mit so viel stiller Fassung! Mein Auge wurde naß, aber ich verbarg es, denn ich fürchtete damit zu kränken; doch konnte ich mich nicht enthalten, seine Hand, die er auf meinen Arm gelegt hatte, leise zu fassen und an meine Lippen zu drücken. Er war bewegt, er preßte meine Hand an seine Brust, dann sagte er: Geh, liebes Weib! Laß mich jetzt allein! Morgen sehen wir uns beim Frühstück, und wenn es Dir recht ist, und ich nicht gar zu krank bin, alle Tage. Ich bezeugte ihm meine Freude über diesen Vorfaß und ging, denn ich sah, daß er der Ruhe bedürftig war.

Ich erzählte dem Kaplan Abends einen Theil der Unterredung mit dem Baron. Er war sehr erfreut darüber, und hob, als ich fertig war, Augen und Hände zum Himmel, indem er sagte: Gott gebe, daß Sie zur glücklichen Stunde geredet haben, gnädige Frau, und daß es Ihnen gelingen möge, den Baron nach und nach zu bewegen, daß er Ihnen die ganze Führung des Hauswesens und besonders seine Pflege überlasse. Ach, ich glaube, es könnte vieles anders und besser sein und bleiben, woran so vieler Menschen Glück hängt.

Mir zuckte ein Gedanke durch die Seele. Ich wagte nicht, ihn auszusprechen. — „Erklären Sie sich, Pater Theophilus!“

Gnädige Frau! Das Schweigen ist nun einmal gebrochen über einen der wichtigsten Punkte. Ich sehe Sie als ein von Gott gesandtes Werkzeug an, uns alle glücklich zu machen, indem Sie uns den Baron erhalten. Er setzte mir nun Alles auseinander, und bewies mir ziemlich deutlich, daß Ottensens Krankheit nichts weni-

ger als unheilbar sei. Ein düsterer Sinn, durch viele Unglücksfälle erzeugt, jener Sturz mit dem Pferde in Neapel, und endlich die Bemühungen niedrig denkender Menschen, deren eigennützige Hoffnungen durch das Testament des Vaters auf Ottensens Tod gerichtet worden, Alles das wirkt jetzt zusammen, um den Baron an sein nahes Ende glauben zu machen, und es wird es, setzte der Kaplan hinzu, zur Freude jener Elenden und zu aller Guten Verzweiflung auch gewiß herbeiführen, wenn er nicht mit Gewalt ihren Einwirkungen und den Eingebungen seiner Melancholie entrissen wird. Jetzt sieht er sich für verloren und daher, weil er sehr religiös ist, die ihm noch gegönnte Zeit für eine Vorbereitung auf die Ewigkeit an, die nichts Schreckendes, die nur Erlösung von Leiden und heitere Hoffnungen für ihn hat. Ich weiß aber gewiß, daß Zerstreung und ein natürliches, zweckmäßiges Verhalten ihn retten und ihn, wo nicht eine dauerhafte, doch eine ertragliche Gesundheit sichern würde.

Ich hörte mit steigender Freude zu. Ach, es zogen so viele schöne Hoffnungen und Aussichten in meine offene Seele ein! Der Kaplan gab mir nun einige gute Rathschläge. Ich befolgte sie sachte, um weder den bösen Menschen, die den Baron umgeben, Verdacht einzufloßen, noch ihn durch zu auffallende Schritte zu erzürnen, und ich versichere dich, daß ich auf diesem Wege schon Manches erhalten und manchen guten Erfolg erlebt habe. Bald als Versuch, bald wie zum Scherz habe ich mich der Bereitung seines Frühstücks, seines Mittagsmahls angenom-

men, er fühlt den Unterschied, und ich sehe deutlich, wie viel das zu seiner Besserung beiträgt. Pater Theophilus Bemerkungen haben meine Blicke geschärft, ich sehe die Gegenwirkungen der bösen Parthei in unserm Hause, die in jenes gottlosen Betters Solde steht, deutlich, ich thue aber, als bemerkte ich nichts, und so gelingt es mir am besten, sie zu entkräften. Otten sen gewöhnt sich immer mehr an mich, ich bin viel, oft den ganzen Tag bei ihm, ich lese ihm vor, ich übersehe unter seiner Anleitung aus fremden Sprachen, die er mich gelehrt hat; auch Pater Theophilus leistet uns öfters Gesellschaft. Arthur wird dadurch zerstreut, vergißt, über seine Krankheit zu grübeln, und ist darum weniger krank. Der Himmel gebe nur, daß das so fortgeht! Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn ich etwas zu seiner Erhaltung beitragen und ihm so viel Freude machen könnte, als mein Herz ihm zu geben vermag! Liebe kann ich ihm ja ohnedies nicht geben; man liebt nur Ein Mal, habe ich oft gehört, und das ist und muß bei mir vorbei sein. Aber ich achte meinen Gemahl, ich will ihm vom Herzen wohl, und fühle mich glücklich, wenn ich etwas für ihn thun kann. Das ist das Pflichtgefühl, und sein Lohn ist innere Zufriedenheit.

---

### Dieselbe an Dieselbe.

Im Februar 18...

Ich habe dir lange nicht geschrieben, Liebste Freundin! Mein Leben ist so einförmig und doch

so beschäftigt, so voll innerer allgenügender Thätigkeit, so voll stiller Freuden, und wieder voll theurer Sorgen, daß ich dir selten, oder unaufhörlich schreiben müßte. Begebenheiten tragen sich wenig zu, und die Geschichte meines Innern ist doch so reich.

Nur Einen Auftritt sollst du wissen, der freilich für jeden Andern unbedeutend, für mich aber auf mein ganzes Leben entscheidend war.

Du wirst dich erinnern, daß ich für Arthur's Geburtstag, der im Jänner fiel, ein Musikstück einstudiert hatte. Ueberdies hatte ich ihm noch eine Briefftasche gestickt, auf der ein Kranz von bunten Blumen sich um eine goldene Sonne zieht, mit der Umschrift: „Sie duften für die, die sie entblühen machte.“ Es sollte ihm zeigen, wie tief ich seine Bemühungen, meinem Geist eine bessere, höhere Richtung zu geben, anerkenne. Da ich aber nichts ohne Pater Theophil's Rath thun mag, so vertraute ich ihm meinen Plan ein Paar Tage vorher. Er erschrock beinahe, und fragte mich, wer mir den unglücklichen Gedanken wegen der Musik eingegeben? Ich nannte den Doktor. Das hätte ich denken können, rief der Geistliche, daß ein solcher Rath von solcher Hand käme. Wissen sie denn nicht, gnädige Frau, daß der Baron keine Musik hören kann, ohne in die tiefste Schwermuth zu fallen? Er hat sie einst leidenschaftlich geliebt und mit seiner zweiten Geliebten in Italien, die sie vortrefflich verstand, oft getrieben; seit ihrem schrecklichen Tode flieht er jede solche Erinnerung, und wer ihn liebt, vermeidet es gern, ihn damit zu quälen.



Ich erschraf. So viele Tücke hatte ich keinem Menschen zugetraut; aber ich sah den Zweck derselben ganz durch. Den Vorschlag wegen der Briefftasche billigte der Kaplan; nur, sagte er mir, dürfte ich nicht hoffen, sie Arthurn an seinem Geburtstage überreichen zu können. Dieser Tag, der für alle seine Freunde und seine Unterthanen ein Tag der Freude sei, würde stets von ihm in trauriger Einsamkeit und düsteren Betrachtungen zugebracht. Seit so manche Unglücksfälle und fortwährende Leiden ihm das Leben als kein wünschenswerthes Geschenk mehr ansehen machten, sei ihm dieser Tag unselig, er schliesse sich vor allen Menschen ein, spreche mit Niemanden und versenke sich in alle trüben Erinnerungen, die ihm sein Schicksal darbiete.

Mich betrückte das sehr, und wurde mir ein neuer Antrieb, so viel von mir abhängt, dieses verdüsterte Leben zu erheitern. Am Vorabend des erwarteten Tages ließ ich mich schon am Morgen ankleiden, so wie ich wußte, daß es Arthurn zum liebsten an mir sieht, weiß, einfach, aber sehr gewählt, und ging zum Frühstück hinüber. Als ich hereintrat, die Briefftasche in der Hand, festlich gekleidet, errieth er meine Absicht, kam mir schnell entgegen, und legte mir mit einem herzlichen Lächeln die Hand auf den Mund: „Ich errathe, was du sagen willst, gute Marie! Ich danke Dir von ganzer Seele; aber wenn Du mir Freude machen willst, so sprich kein Wort darüber! Was kann an dem Dasein eines Unglücklichen liegen?“ Mir trat eine Thräne in's Auge, ich drückte seine Hand an mein Herz und gehorchte

durch mein Schweigen. Nun hatte ich kaum den Muth, ihm die Briefftasche zu geben. Er nahm sie mir freundlich aus der Hand, las, was darauf gestickt war, und ich glaubte eine flüchtige Röthe über sein schönes blaßes Gesicht fliegen zu sehen. Du bist so gut, liebe Marie! sagte er, und schlug den Arm um mich. Du schreibst mir zu viel zu, was ich nicht verdiene. Es ist die einzige Freude meines gehaltenen Lebens, Deine reine Seele sich entwickeln zu sehen. Der Strahl der untergehenden Sonne weckt keine Blumen.

Er zog mich zu sich auf's Kanapee, er sprach so freundlich, so gut mit mir, und legte die Briefftasche gar nicht mehr aus der Hand, als wenn er die Stickerei durchstudiren wollte. Ach, so wenig er selbst glücklich ist, so sehr versteht sein zarter Sinn Andern Freude zu machen! Er hatte, zum erstenmal, seit wir verheirathet sind, den Kaplan zum Mittagessen gebeten. Wir waren zu Dreien. Ich hatte ihm ein paar Lieblingsgerichte bereitet. Er war so dankbar dafür, so heiter, er scherzte sogar, und war unendlich liebenswürdig in dieser seltenen Entfaltung seines reichen Gemüths.

Auch nach dem Essen blieben wir auf sein Verlangen bei ihm. Er saß zwischen uns Beiden, war aufgeweckt und das Gespräch belebt, bis es gegen Abend ging. So wie es zu dämmern anfing, wurde er ernster und seine Gedanken nahmen eine feierliche Richtung. Seine abnehmende Gesundheit, die Gewißheit seines Todes, den er mit dem kommenden Frühling erwartete, wurden der Inhalt seiner Reden. Pater Theophilus suchte ihm die Möglichkeit einer Besserung wahrscheinlich zu machen, er

verwarf diesen Gedanken mit Hestigkeit, ja ich möchte sagen, mit Abscheu; es schien, als sehne er sich nach dem Augenblicke der Auflösung, und als der Geistliche nicht müde ward, ihm seine Gründe darzulegen, brach er endlich mit einer Lebhaftigkeit aus, die ich noch nie an ihm gesehen hatte: Nein, Pater Theophilus, bemühen Sie sich nicht, die Ruhe und Fassung, mit der ich dem Tode entgegensetze, zu stören! Sie würden mir ein großes Gut rauben und mir gar nichts dafür geben, nicht einmal eine Hoffnung; denn ich muß sterben, und ich will sterben, für mich ist kein Glück mehr in der Welt! Bei diesen Worten zog er rasch seine Hand aus der meinigen, in der sie seither spielend gelegen hatte, und verhüllte sein Gesicht. Jetzt konnte ich es nicht länger ertragen. Dieser heftige Wunsch zu sterben — diese Sicherheit seines Verlustes zerrissen mein Herz, ich fühlte, daß mir das Weinen hervorbrechen wollte und eilte aus dem Zimmer. Außer der Thür hörte ich ihn sagen: Was ist das? Was fehlt der Frau? und gleich darauf folgte mir Pater Theophilus. Er fand mich in Thränen, suchte mich zu trösten und beredete mich, in das Zimmer zurückzugehn. Auf einmal trat Arthur selbst heraus: Was hast du denn, Marie? sagte er: Ist dir nicht wohl? — Ich sah ihn an. Der Gedanke, daß diese edle Gestalt in kurzem kalt und starr, diese Züge vom Tode gefesselt, dieses liebevolle Auge erloschen sein sollte, ergriff mich schmerzlich, mein Gefühl überwältigte mich, ich flog auf ihn zu, schlang meine Arme fest um seinen Hals und rief unter lautem Schluchzen: Nein, Arthur! Du darfst nicht sterben, Du darfst



mich nicht verlassen! Er drückte mich schweigend und fest an sein Herz, dann legte er die Hand unter mein Kinn, hob mir den Kopf in die Höhe und sagte unendlich weich; „Liebst du mich denn, Marie?“ — O von ganzem Herzen! — „Gute, treue Seele!“ antwortete er, und beugte sich zu mir nieder, meine Lippen näherten sich den seinigen — sie flossen in einen langen Kuß zusammen. Das, was in diesem Augenblicke in mir vorging, hatte ich nie gefühlt. Ein unbekanntes Feuer drang durch all mein Blut und rieselte bis in die äußersten Fingerspitzen, ich wußte nicht, wie mir geschah, ich hing wie aufgelöst in Schmerz und Seligkeit an seinem Halse, und es war, als riefen tausend Stimmen in mir: „Du bist auf ewig, ewig sein!“

Ich wurde mir meiner erst ganz wieder bewußt, als ich mich neben ihm in seinem Zimmer wiederfand. Vater Theophilus stand am Fenster und betrachtete uns schweigend. Arthur hielt mich noch umfaßt, und aus seinen großen, dunkeln Augen sprach etwas unbeschreiblich Süßes und Holdes. Mir war wohl, wie noch nie in meinem Leben, und seitdem ist mir immer noch so. Es ist mir eine neue Welt aufgegangen, von der ich vorher keine Begriffe hatte. „Liebst du mich denn, Marie?“ hatte er mich mit seiner weichen, rührend leisen Stimme gefragt. Ach, wenn das Liebe ist, dann habe ich nie vorher geliebt, dann habe ich auch keine Vorstellung von diesem allgenügenden, alles durchdringenden, alles belebenden Gefühle gehabt, dann war meine Neigung für Heinrich Täuschung, Schatten, dann waren alle diese matten Regungen des Wohlwollens,



der Gewohnheit, der Beschränkung, nichts gegen die Fluthen von Schmerz und Seligkeit, die jetzt durch meine Seele ziehen!

An seinem Geburtstage schloß er sich wirklich ein, und ich sah ihn nicht durch mehr als vier und zwanzig Stunden. Diese Entbehrung bei der jetzigen Stimmung meiner Seele, die Sehnsucht nach ihm, vielleicht auch die Erschütterung des vorigen Tages und einer Nacht, die ich um seinen drohenden Verlust durchweinte, wirkten zusammen, ich fühlte mich krank, und legte mich mit Kopfschmerz und einem leichten Fieber zu Bette. Am andern Morgen erhielt ich kaum vom Hausarzt, daß ich aufstehen durfte, doch sollte ich in meinem Zimmer bleiben. Das war mir sehr schmerzlich, denn nun wußte ich, daß ich Arthurn, den dasselbe strenge, und gewiß thörichte Verbot seit Monaten gefangen hielt, noch länger nicht sehen würde. Stelle dir daher meine Freude vor, als er gegen Mittag in mein Zimmer trat, und den ganzen Tag bei mir zubrachte! Er schien so vergnügt, er durchsah alle meine Arbeiten, meine Zeichnungen, er weidete sich an dem freien Ausblick in die Gegend, da seine Fenster nur in den Garten gehen. Wir plauderten und tändelten wie fröhliche Kinder, und was mich seitdem am meisten freut, ist, daß dieses Wagstück, wie es der Arzt nennt, den besten Erfolg für seine Gesundheit gehabt hat. Das Leben scheint ihn wieder anzusprechen, seine Thätigkeit erwacht, er besorgt wieder vieles selbst, was ihm in der düstern Abgeschiedenheit seiner vorigen Lebensweise entweder nichtig, oder viel zu anstrengend schien. Er fährt an heiteren Tagen spazieren, besucht seine

Unterthanen, seine Arbeiter, und Alles empfängt ihn mit Freuden, und geleitet ihn mit Segenswünschen. Ach, diese Wünsche, diese warmen Gebete so vieler guter Herzen werden doch vom Himmel erhört, und er uns vielleicht erhalten werden!

### Dieselbe an Dieselbe.

Im April 18...

Ich führe ein seltsames, ein schmerzliches, aber doch schönes Leben. Geschaukelt auf den Bogen der Hoffnung und Furcht, jetzt unendlich selig, jetzt voll düsterer Besorgnisse, ist mein Inneres in beständiger Bewegung, und ich lerne selbst in dieser Bewegung ein Glück finden, von dem ich vorher keinen Begriff hatte. Die bängste Sorge, die zu tief und schmerzlich war, als daß sie einer wahren Freude den Eingang in mein Herz hätte erlauben können, verliert sich allmählig. Arthurs Gesundheit bessert sich so merklich, daß nicht allein von keiner Gefahr für diesen Augenblick die Rede ist, sondern daß Alle, die es gut mit ihm meinen — und das sind mit kleinen Ausnahmen alle, die ihn kennen — mit Grund hoffen, er werde ihnen für die Zukunft erhalten sein. Und, liebe Therese, es ist noch Etwas, das mich im Stillen erhebt und erfreut! Ich glaube, ich darf meiner Treue und Pflege, ich darf der Zerstreung, die ihm die Beschäftigung und der Umgang mit mir gewährten, doch auch einen kleinen Theil des Verdienstes um seine Genesung zuschreiben. O, dieser Gedanke macht

mich glücklich und stolz! Welches Herz hab' ich erhalten, welches schöne Wirken der Welt bewahrt!

Daß ich ihm viel bin, das, liebe Therese, fühle ich auch. Er bedarf meiner — ich wage nicht zu sagen, zu seinem Glücke, aber — zu seiner Freude. Ich habe seit seinem Geburtstage viel von ihm erhalten. Er hat mir die Schlüssel des ganzen Hauses übergeben, ich führe die Aufsicht über Küche und Dienstboten, über Alles, was ihn zunächst umgiebt, wessen er bedarf, was sein Leben verschönern kann. Alle kleinen häuslichen Sorgen habe ich ihm abgenommen, Alles, was er sonst befehlen und wiederholt verlangen mußte, und endlich schlecht, oder verkehrt erhielt, geschieht nun wie von selbst durch meine Liebe und stete Aufmerksamkeit gegen ihn. Du solltest sehen, wie glücklich ich in diesem stillen Walten und Schaffen bin, wie selig durch den Gedanken, daß Alles für ihn ist! Und wenn er das erkennt, wenn er es mir dankt mit dieser Zartheit und Züchtigkeit, mit dieser Feinheit und Würde, die Allem, was er thut und spricht, das Gepräge einer höhern Natur aufdrückt! Therese, ich erstaune oft über mich selbst, wenn ich diese Gefühle in mir gewahr werde und denke, für wen und wie ich noch vor ungefähr acht Monaten empfand! Ach was war das für ein düstres, traumähnliches Leben gegen diese Wirklichkeit!

Du hast nun die helle Seite meines Schicksals gesehen. Es hat auch eine dunkle, eine sehr trübe. Sie liegt in dem, der nun einmal für mich die Quelle aller meiner Schmerzen und Freuden ist. Ich fühle, daß Arthur, trotz allem dem, was ich dir bisher von ihm er-

zählt habe, doch nicht glücklich ist, daß ein geheimer Kummer, ein schweres Anliegen seine Brust drückt, und alle Heiterkeit und Liebe, die er manchmal äußert, vergiftet. Vor allem habe ich längst bemerkt, daß seine Genesung ihm keine Freude macht, und daß nur das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit und Kraft ihn zuweilen zu einer Munterkeit hinreißt, die sein Verstand sogleich zu mißbilligen scheint. Ach Gott, was kann es denn sein, was ihm das Leben unerwünscht macht? Hat er nicht Alles, was die Menschen vom Himmel verlangen, Geburt, Reichthum, Wohlgestalt, Jugend, jetzt auch Gesundheit und — laß mich immer aussprechen, es ist nicht eitler Dünkel, ich fühle es in manchen Stunden wohl auch an seinem Betragen — ein Weib, das er liebt, und das mit ganzer Seele an ihm hängt! Und dennoch nicht glücklich?

Wenn er oft, wie von seinem Gefühle hingerissen, mich fest an seine Brust drückt, mir so viel Süßes, Inniges sagt, sein Blick mir einen Himmel von Liebe aufschließt; dann berührt irgend ein Wort, das ich nicht errathen kann, seine Seele auf einmal, er reißt sich aus meinen Armen, er wird still, finster, äußert den heftigsten Wunsch nicht länger zu leben, versinkt in seine alte Schwermuth und vermeidet auf einige Zeit, sich mit mir allein zu finden. Irgend eine Kleinigkeit, eine Bemühung für ihn, ein Spaziergang an einem schönen Frühlingstage, ein Strauß, den ich ihm bringe, löst den starren Zauber plötzlich, und er ist wieder so liebend und liebenswürdig, als je. Wie soll ich mir das erklären, wie mich dabei verhalten? Ach, Therese, manchmal ergreift mich doch der



schwarze Gedanken, daß er mich nicht liebt, wenigstens nicht so innig, so ganz, wie ich ihn liebe. Es scheint, als zöge nur dann und wann ein flüchtiger Reiz, ein Gefühl der Dankbarkeit für alle meine Sorgfalt ihn zu mir, und ich Thörichte nehme das dann vielleicht für Liebe. O, diese Besorgniß quält mich tiefer und öfter, als ich sie gestehen darf; ich sage auch Niemanden als dir davon, selbst Pater Theophilus nicht, denn es kommt mir viel zu zart vor, um mit einem Dritten besprochen zu werden.

Manchmal — das ist für mich die aller-  
 ärgste Pein, und der augenscheinlichste Beweis  
 seiner Gleichgültigkeit — manchmal fängt er  
 an, von Willbach mit mir zu sprechen. Eingedenk  
 jener Unterredung mit Pater Theophilus,  
 hielt ich es anfangs für kleine Proben. Ich  
 antwortete so besonnen als möglich, ich suchte  
 das Gespräch zu enden — Mein Gott! Willbach  
 durfte mir ja, sobald ich Ottensen die Treue ge-  
 schworen hatte, nichts mehr sein. Ich hatte  
 sein Bild nach manchem schweren Kampfe aus  
 meiner Seele verdrängt. Jetzt freilich denke  
 ich mit der größten Ruhe an ihn, und darf mir  
 aus meiner Treue kein Verdienst mehr machen;  
 aber sollte Arthur sie darum verschmähen, oder  
 gering achten? War es nicht im Anfange recht-  
 mäßiges Pflichtgefühl und endlich sein Werth,  
 seine Persönlichkeit, die jene Neigung verschwin-  
 den machten? Warum zieht er das Vergessene  
 jetzt wie ein Gespenst aus dem Grabe hervor?  
 Warum spricht er mir so oft von Willbach?  
 Was sollen mir diese Erinnerungen, und was  
 sollen sie Arthurn, wenn er mich liebt? Und  
 liebt er mich nicht? Ach, dann Therese, dann  
 wäre mir besser, er hätte mich in der dunkeln

Gütte meines Vaters, in jenen beschränkenden Verhältnissen, unbekannt mit etwas Besserm, Höherm, gelassen!

---

## Dieselbe an Dieselbe.

Im Mai 18...

Alles ist enthüllt, alle Räthsel sind gelöst, und ich bin die unglücklichste aller Frauen! Arthurs ist fort, Niemand weiß wohin, seit drei Wochen keine Spur, keine Abndung seines Aufenthalts, ja nicht einmal seines Daseins! — Bis jetzt war ich nicht im Stande, dir zu schreiben, denn ich war nicht fähig, mein Unglück zu begreifen, und auch jetzt noch werden die zitternden Buge meiner Hand, der verworrene Zusammenhang dir zeigen, wie viel mich jede Anstrengung kostet.

Es sind mehrere Wochen, seit ich dir zum letztenmal geschrieben. Arthurs Schwermuth nahm von Tage zu Tage zu. Er zog sich ganz von mir zurück, wir sahen uns nur bei Tische vor Zeugen. Wenn wir uns zufällig allein trafen, entfernte er sich, sobald er konnte; dennoch entging meinem Blicke die Bewegung nicht, in der sein ganzes Wesen sich befand. Am Abend vor dem unglückseligen Tage saß ich in trüben Gedanken im Garten, als er zu mir trat und sich freundlich neben mich setzte, wie er seit langem nicht mehr gethan hatte. Er sprach von gleichgültigen Dingen, aber sein Ton war tief bewegt, und obwohl ich mir vorgenommen hatte, seine Kälte und Zurückhaltung gleichmäßig zu erwidern, so weckte doch der Klang dieser Stimme

antwortende Laute in meiner Brust, und ich fühlte mich weicher gestimmt, als ich gewollt hatte. Sein großes schönes Auge hob sich wechselweise und ruhte dann wieder wehmüthig auf mir. Im Scheine der sinkenden Sonne schienen die edlen Züge, die ganze Gestalt wie verklärt, und auf einmal faßte mich der Gedanke: So wird er einst, vielleicht bald aussehen, wenn er dir in eine bessere Welt entschwebt. Auch ihn schienen traurige Gedanken zu bewegen, das Gespräch wurde ernster, er redete vom Tode, dem er sich noch vor kurzem so nahe geglaubt hatte, von den Schmerzen der Trennung, von dem sichern Wiedersehen entfernter Freunde, wenn auch nicht hier, doch nach dem Tode, von der schönen Vorstellung eines griechischen Weltweisen, daß liebende Seelen getrennte Hälften seien, die sich in diesem, oder doch dem zukünftigen Leben wieder finden. — Er hatte während dieses Gesprächs meine Hand in der seinigen gehalten und leise gedrückt. Ich kann dir nicht sagen, wie beklommen mir war, denn jene unglückliche Idee von seiner Verklärung verließ mich nicht, und meine Augen waren voll Thränen. Auch er wurde von Minute zu Minute bewegter. Wenn ich stirbe, Marie, sagte er endlich — oder wenn wir getrennt würden, würdest du meiner nicht schnell vergessen? Ich warf mich weinend an seine Brust. Ich sterbe mit dir, rief ich: Getrennt können wir nicht werden!

Ach, Liebe! antwortete er mit dumpfem Tone: Es lassen sich Möglichkeiten denken, die jetzt vielleicht mährchenhaft klingen würden, und es ist schon Manches geschehen, was Niemand glaubte, was alle Vorsicht zu Schanden und alle Klugheit zu Thorheit machte! Es



wäre möglich, Marie! Dann laß mein Andenken Dir lieb bleiben, das Andenken eines Menschen, der Dir das einzige reine Glück seines Lebens verdankt! Er umfaßte mich bei diesen Worten, lehnte seinen Kopf auf meine Schulter und weinte sanft. Mein Herz war zum Zerspringen voll, ich schluchzte laut, und beschwor ihn, mir zu sagen, was dieß Alles bedeuten sollte? Er erklärte Alles für unbestimmte Ahnungen und Vorstellungen seines trüben Geistes, und beredete mich, in's Haus zu gehen, weil er nicht ganz wohl sei. Ich folgte ihm sehr besorgt und weinend. Weine nicht so, Marie! sagte er, als wir im Saale waren: Es wird Alles besser kommen, als wir denken. Schlaf wohl! liebe Marie, recht wohl! Er drückte mir die Hand und ging auf sein Zimmer zu; ich trat schluchzend an's Fenster. An der Thüre kehrte er noch einmal um, umschlang mich mit stürmischer Hefigkeit und rief: Marie! Marie! von Dir scheiden ist bitterer als der Tod! — Was hast du? Um Gotteswillen, rief ich: Wer zwingt uns denn, uns zu trennen? Bleib hier, Arthur! Laß uns hier sitzen! Du bist so stürmisch bewegt. Werde erst ruhiger, Du kannst ja so nicht schlafen! Ich sah, daß er sich während dieser Rede zu fassen suchte. Ich bin ein Thor, sagte er: Vergiß, was ich gesprochen! Du weißt, meine Phantasie ist oft seltsam aufgereg. Eine Trennung von Dir erschien mir erst als möglich, dann als gewiß. Es ist nichts als ein Traum. Morgen sehen wir uns heiterer wieder.

Er ging. Ich schlich gedankenvoll auf mein Zimmer. Der Auftritt dieses Abends hielt mich in banger Besorgniß lange wach, und erst



gegen den Morgen entschlief ich müde von Kummer und Weinen. Als ich erwachte, war es ziemlich hoch am Tage. Ottensen hatte noch nicht aufgeschlossen, doch da er öfters seine Zimmer spät zu öffnen pflegt, beruhigte ich mich wieder. Allmählich wurde es später und später, mir fielen die gestrigen Reden ein, ich flog an seine Thüre — sie war versperrt. Ich pochte — keine Antwort. Ich rüttelte am Schlosse — Alles blieb still. Jetzt wurde meine Angst unbeschreiblich, ich rief Leute, ich ließ die Thüre mit Gewalt öffnen, aber ich hatte nicht den Muth, zuerst in's Zimmer zu treten. Der Secretär that es. Es war leer — das Bette nicht aufgedeckt, doch sah man, daß er sich vielleicht in Kleidern darauf geworfen und eine Weile geruht haben mochte.

Auf dem Schreibtische lagen die versiegelten Schlüssel und drei Briefe, an Pater Theophilus, an mich, und Willbach.

Laß mich den Inhalt dieses Briefes, so gut ich kann, erzählen. Er enthält die Enthüllung meines ganzen Unglücks.

Willbachs Kummer um unsere hoffnungslose Liebe hatte im vorigen Sommer sein Herz gerührt. Er beschloß für den Freund zu thun, was er vermochte, und da kein anderes Mittel war, diesem einen Theil seines Vermögens geben zu können, als durch seine Wittwe, so faßte Arthur, ohne mich zu kennen, den Gedanken, sich mit mir vor seinem Ende, daß er, wie Alle, die ihn umgaben, für sehr nahe hielt, trauen zu lassen. Nach seinem Tode sollte ich Willbach die Hand reichen und glücklich sein. Willbach sträubte sich lange und gab nur den dringenden Bitten seines Freundes nach, der auf

diese Art dem Retter seines Lebens vergelten zu können glaubte. Das Uebrige weißt Du.

„Ich wollte — so schließt sein Brief — Dich vor unserer Verbindung mit meiner wahren Absicht bekannt machen. Die flüchtigste Kenntniß Deiner Denkungsart zeigte mir, daß Du wissentlich nie in unsern Plan gewilligt, nie einem Manne in der Hoffnung auf seinen nahen Tod die Hand gereicht haben würdest. So mußte ich dich täuschen, und habe mich selbst am grausamsten hintergangen. Ich konnte nicht um dich leben, dein Gemüth sich nicht vor mir enthüllen, nicht die zarte Reigung sehn, die, Dir selbst unbewußt, in Deiner Brust entsproß, ohne mich mit tausend Banden an dich gefesselt zu fühlen. Die vermessene Hoffnung, bald zu sterben, gab mir Zuversicht, Dir einen Theil meiner Leidenschaft zu zeigen. Ich dachte gar nicht anders, als daß Deine Thränen auf mein Grab fließen sollten. Die Seligkeit, geliebt zu werden, erhob mein gedrücktes Herz, das Leben gewann wieder Reiz für mich, und Deine treue Sorge unterstützte die Kräfte der Jugend und einer unverdorbenen Natur. Ich genas durch Dich, in Deinen Armen, und was für Alle, die mich liebten, der Keim der schönsten Hoffnungen war, zeigte mir den Abgrund, an den ich Dich, mich und meinen Freund gerissen hatte. Ich bin es, der Dich hinterlistig ihm entzogen, den Armen um sein letztes Kleinod betrogen hat, ich schwelge in seinem Raube, er muß mir fluchen, er wird es, und das ertrage ich nicht!“

„Gelöset können unsere Bande nicht mehr werden, so lange ich lebe. Den Selbstmord verbietet mir — keine heiße Liebe zum Leben,

dessen Geschenk mir nur Qualen schafft — sondern mein Glaube. Aber leben kann und darf ich nicht an Deiner Seite im Bewußtsein fremden Unglücks, das ich verschuldet habe! Ich fliehe — Du wirst nie wieder von mir hören. So büße ich wenigstens für mein tollkühnes Vergehen: und fern von meinem Glücke, von Dir und Deiner treuen Sorge wird im weit entfernten Lande der Tod ein Opfer finden, das er hier so grausam geschont hat. Dann bist Du frei, dann reiche Willbach Deine Hand, erwecke die Liebe zu ihm wieder, die erst Pflicht und dann Gewohnheit in Dir unterdrückte! Er ist gut, er ist lebenswürdig, es wird Dich wenig Ueberwindung kosten, das Andenken eines unglücklichen, in sich selbst zerrissenen Wesens gegen die frische Gegenwart eines edlen Gemahls zu vertauschen. Seid glücklich! Denkt meiner zuweilen!“ Hier war der Brief zu Ende — seine Kraft hatte ihn verlassen — die meine mangelt mir, Dir mehr zu sagen. Wie mir ist, was ich gelitten, und noch leide, kannst Du ermessen, schildern kann ich es nicht. Leb wohl.

### Pater Theophilus an Therese Walling.

Im Julius 18. . .

Es ist der Wunsch der Frau Baronin von Ottsen, daß ich Ihnen die Begebenheiten der letzten Tage so schnell als möglich zu wissen thue, da sie den lebhaftesten Antheil kennt, welchen Sie an ihrem Schicksal nehmen, und die heftigen Erschütterungen von so mannigfacher Art, die in dieser Zeit schnell auf ein-



ander folgten, ihr noch bei Weitem nicht die nöthige Ruhe und Fassung gewähren, welche eine ordentliche Darstellung erheischt,

Als die Flucht des Barons uns Alle in die größte Bestürzung, seine Gemahlin aber in einen Zustand versetzt hatte, der zwischen Bewußtlosigkeit und Geistesverwirrung wechselte, fand ich es für nöthig, mich genau von Allem zu unterrichten; und so überwand ich jedes Bedenken, und durchsuchte den Schreibtisch meines unglücklichen Freundes. Alles, was ich fand, zeugte von dem traurigen Zustande seines Gemüths in der letzten Zeit, und von seiner heftigen Liebe für Marie. Ein Paket aber mit Briefen des Herrn von Willbach machte Alles bisher Räthselhafte klar und des Barons letzten grausamen Entschluß völlig begreiflich. Sie enthielten nichts, als verliebte Klagen um seine Marie, nichts als Wünsche, sie wiederzusehen, Zweifel an ihrer Treue, mitunter eine Regung von Eifersucht, so daß ich im Gefühle des Unwillens nicht wußte, ob ich mich mehr über diesen Mangel an Zartgefühl, oder über des unglücklichen Arthurs unbegreifliche Geduld ärgern sollte, mit der er dieses widrige Benehmen nicht nur ertrug, sondern, wie es aus diesen Briefen schien, noch rechtfertigte, und den Freund tröstend auf jenen Zeitpunkt verwies, wo er ihm die Geliebte liebenswürdiger, veredelter zurückgeben würde. Von seiner eigenen Leidenschaft für sie scheint er nie, auch nur das Geringste in seinen Antworten verrathen zu haben, vielmehr, und das ist die einzige Entschuldigung, die sich für Herrn von Willbach finden läßt, — mag er diesen immer in dem Wahne erhalten haben, als sei ihm seine



Frau so gleichgültig, wie damals, als er ihr in einem — ich kann es nicht anders nennen, als tollkühnen — Anfälle von Großmuth die Hand reichte.

Herr von Willbach, dem ich die Nachricht mit der größten Eile zusendete, erschien sogleich, und jetzt muß ich sagen, versöhnten der ungeheure Schmerz, von dem ich ihn zerrissen sah, seine Verzweiflung, die Vorwürfe, die er sich machte, und der Vorsatz nicht eher zu ruhen, bis er den Unglücklichen gefunden und ihn wieder in die Arme der rechtmäßig besessenen Geliebten zurückgeführt haben würde, meinen Unwillen gegen ihn zum Theile. Einen großen Antheil an seinem Entschlusse, jede Hoffnung auf Mariens Liebe aufzugeben, mochte auch wohl ihr Betragen haben, das unwillkürlich die Stimmung ihrer Seele gegen ihn verrieth. Er stürzte nämlich, ehe ich von seiner Ankunft im Schlosse unterrichtet war und diese Scene hindern konnte, in ihr Zimmer, wo sie im dumpfen Hinbrüten lag, und bei seinem Anblicke mit einem lauten Schrei des Entsetzens in eine Art von Raserei verfiel.

Wir verabredeten nun alle nothwendigen Maßregeln. Ich mußte bei der Kranken zurückbleiben, die meiner Ansicht und meines Trostes bedurfte; aber Willbach, der Secretär, der seinem Gebieter kindlich ergeben ist, und noch einige verlässliche Personen, wurden nach allen Richtungen ausgesendet, bei den Behörden das Nöthige gemeldet und alle Erkundigungen eingezogen. Hierdurch erfuhren wir, daß Ottenfen sich Pässe ins Ausland auf zwei Jahre verschafft hatte, und diese Nachricht diente nicht

dazu, unsere Hoffnungen anzufrischen. So waren sechs bange Wochen vergangen. Die Baronin hatte sich von dem ersten heftigen Anfälle des Schreckens und Schmerzes erholt, aber die Rückkehr der Besinnung diente nur dazu, sie ihr Unglück tiefer fühlen zu machen, indem sie nun den ganzen Umfang desselben einsah. Ein schleichendes Fieber, das an den feinsten Lebenskräften zehrte, schien sie ihrem Geliebten, den ich — aufrichtig zu gestehn — bereits in einer bessern Welt glaubte, nachzuführen. Die Nachrichten, die wir fleißig von unsern Ausgesandten erhielten, brachten keine Beruhigung. Keiner hatte eine Spur, oder nur eine Wahrscheinlichkeit der Vermuthung finden können, als auf einmal der Reitknecht, den Ottsen mit sich genommen hatte, im Schlosse erschien. Sein Anblick erweckte Hoffnung und Entsetzen. Ich war glücklicherweise einer der Ersten, die seiner ansichtig wurden, er eilte auf mich zu und übergab mir einen Brief seines Herrn. Ich würde vergebens die Empfindungen zu beschreiben versuchen, mit der ich ihn ein paar Sekunden, ohne ihn zu öffnen, in der Hand hielt. Lebt dein Herr? war alles, was ich sagen konnte. — Er lebt. — Und wo ist er? — Auf dem Meere, weit, weit von hier. Ich erstarrte und öffnete nun den Brief. Ottsen war auf Umwegen, um uns jede Spur zu entziehen, nach \*\*st gegangen, und hatte sich dort auf einem Amerikanischen Schiffe nach diesem Welttheil eingeschifft. Der Brief enthielt Weisungen für mich in Rücksicht seines Vermögens, seiner Frau und Willbachs, eine Art von Testament, das mich mit Schauern erfüllte, indem ich den Ernst seines Entschlusses,

und aus dem Tone des Briefes die Stimmung seines Gemüths erkannte.

Als er den Reitknecht entlassen, war die Abfahrt auf den folgenden Tag bestimmt gewesen. So war er wahrscheinlich bereits weit in der See. Ich überlegte lange, was, und wie ich es der armen Verlassenen sagen sollte, aber ich fand sie gefaßter, als ich glaubte. Die Gewißheit, daß Arthur lebte, welche sie immer gegen mich behauptet und mit seltsamen Gründen unterstützt hatte, gab ihr ein Gefühl von Freude und Triumph, und nun war sie sogleich entschlossen, ihm zu folgen, wohin er sich immer gewendet haben möchte, und eben so gewiß, ihn zu finden, indem sie sich hier, wie bei jener Gewißheit, auf einen Zusammenhang der Geister und untrügliche Ahnungen berief. Ich erschrak über die Kühnheit ihres Entschlusses, aber es war unmöglich, ihn ihr auszureden, und da ich sie so fest auf ihrem Vorsatze sah, da ich sie mit so vieler Zuversicht vom Wiedersehen sprechen hörte, flößte ihre Sicherheit mir Muth ein, und ich gelobte ihr, sie nicht zu verlassen, mit ihr hinzugehen, wo sie wollte, und wäre es auch bis in die neue Welt. Mein Herz hängt auf dieser Erde nunmehr an diesen beiden Freunden, die ich wie geliebte Kinder betrachte, und so ist überall mein Vaterland und meine Zufriedenheit, wo sie sind.

Wir machten uns nach kurzen Vorbereitungen auf den Weg. Marie war voll von schönen Hoffnungen, und überzeugt, ihren Geliebten zu finden, bis uns auf dem Gipfel des \*\* Berges auf einmal das unermessliche Meer erschien. Da faßte zum ersten Mal der Gedanke der unendlichen Entfernung, und der unzähligen Mög-



lichkeiten, die sich dem Wiederfinden entgegenstellen konnten, ihre Brust mit banger Angst, und niedergeschlagen und fast krank kam sie in \*\*st an. Wir kehrten in dem Gasthose ein, wo Arthur gewohnt hatte. Marie bestand darauf, dieselben Zimmer zu beziehen. Man willfahrte ihr. Was sie hörte, diente nicht dazu, ihre Hoffnungen zu beleben. Zwar war das Amerikanische Schiff, vom widrigen Winde aufgehalten, ein paar Tage später abgesegelt; von dem Reisenden aber wußte man nichts, als daß er sein Gepäck aus dem Gasthose hinwegbringen lassen, und nicht wieder dahin zurückgekehrt sei.

Ich sah aus der tiefen Trauer, worein diese übereinstimmenden Nachrichten Marien versetzten, daß sie immer noch eine geheime Hoffnung, ihren Gemahl in \*\*st zu finden, genährt hatte, ja sie gestand mir auch endlich, daß nicht bloß ein allgemeiner heftiger Wunsch, sondern eine bestimmte Erwartung und eine unerklärliche Sehnsucht nach \*\*st sie hierher geführt und ihr diesen Ort als das Ziel ihres Strebens wie ahnend im Geiste gezeigt hätten. Indes vergingen zwei, drei Tage, ich stellte überall Nachforschungen an, und sah mit Bedauern, aber ohne Ueberraschung, daß sie ganz fruchtlos blieben. Marie versank von Stunde zu Stunde in tieferm Schmerz, und ihr Aussehen zeugte von dem Zustande ihrer Seele. Da blieb am vierten Tag beim Aufräumen des Zimmers das Mädchen, das im Gasthof diente, plötzlich vor ihr stehn, sah sie lange an und sagte endlich: Nein, es kann nicht Unrecht sein, wenn ich mein Wort hier breche. Marie sah das Mädchen befremdet an. — „Ich habe es dem Herrn



hoch und theuer versprechen müssen, nicht zu verrathen, daß er noch hier ist.“ Marie sprang bei diesen Worten auf. Er ist hier? schrie sie, und faßte mit zitternden Händen das Mädchen an: O, wo? wo? Sie zitterte so sehr, daß ich eine Ohnmacht fürchtete. Ich trat hinzu und bat sie, sich zu beruhigen. Ich traute dem Geschwätze solcher Menschen nicht viel, und fragte daher das Mädchen bestimmt aus. Sie kannte Ottensen wirklich, und beschrieb ihn uns Zug für Zug. So erfuhren wir denn, daß er sich zwar an Bord des Amerikanischen Schiffes begeben hatte; während aber dieses ein paar Tage auf günstigen Wind warten mußte, war er, der immer bleich und niedergeschlagen ausgesehen hatte, so krank geworden, daß der Kapitän und Schiffsarzt ihm riethen, wieder an's Land zu gehn, und eine andere Gelegenheit zu erwarten. Nun hatte er sich in ein Privathaus, das einzeln und entfernt vom Hafen liegt, eingemietht, war vor einigen Tagen dem Mädchen, als es von einem Besuche bei einem entfernten Verwandten zurückging, am Ufer im Spazierengehn begegnet, und hatte sie dringend gebeten, Niemanden zu sagen, daß er noch in \* \* st sei; er denke in wenigen Tagen auf einem andern Schiffe abzugehen. Sie hätte es bisher treu gehalten; weil sie aber sähe, daß die gnädige Frau so betrübt über die Abreise des fremden Herren sei, so habe sie es nicht über ihr Herz bringen können, länger zu schweigen.

Es wäre unmöglich, den Zustand der Baronin zu schildern. Das lebhafteste Entzücken über Arthurs Nähe wechselte mit der Angst, daß er vielleicht dennoch abgereiset sein könnte. In dieser fieberhaften Hestigkeit ließ sie an-

spannen, und ich mußte sie auf der Stelle nach dem Hause begleiten, das uns das Mädchen beschrieben hatte. Der Wagen hielt. — Was werd' ich erfahren! rief sie, und eine tödtliche Blässe überzog ihr Gesicht. Wir mußten sie aus dem Wagen heben, ihre Füße trugen sie nicht. Ich führte sie auf einen geräumigen Hof, den ein Hintergebäude von einem Gärtchen trennte. Ich fragte nach dem Fremden — er war noch hier — er war im Garten. Marie fiel mit einem Freudengeschrei ohnmächtig in die Arme der Hauswirthin, ich selbst zitterte so, daß ich mich setzen mußte, man eilte herzu, uns beizuspringen, es entstand ein Gespräch, ein Hin- und Herlaufen — auf einmal flog die Gartenthüre auf, und Ottensen, den der Lärm herbei gezogen hatte, stand vor uns. Eine Sekunde blieb er starr, dann stürzte er auf Marien zu, faßte sie in seine Arme, und rief sie mit den Tönen der Liebe in's Leben zurück. Sie schlug die Augen auf, aber sie sprach nicht. Nur unter einem Strome von Thränen klammerte sie sich fest an ihn und die fieberhafte Erschütterung ihres Körpers konnte ihm genugsam zeigen, in welchen Zustand sie der Schmerz um ihn versetzt hatte. Er trug sie auf sein Zimmer, und warf sich vor ihr nieder. Ach Gott! Gott! rief er: Ich darf dich ja nicht besitzen! Nun so muß ich sterben, brach sie mit herzerreißendem Tone aus und riß sich von ihm los. Er umschlang sie von Neuem, der heftigste Kampf der Liebe und des vermeinten Pflichtgefühles gegen seinen Freund erhob sich in seiner Brust, und ich gestehe, daß ich, so unrichtig mir auch seine Ansicht schien, doch die Selbstverläugnung bewundern mußte, mit der er eine recht-

mäßige und so heiß erwiederte Leidenschaft zu bestreiten strebte, um seiner Ueberzeugung zu folgen. Da gab ich ihm den Brief von Willbach, in welchem dieser feierlich auf Mariens Verzicht leistete, weil nicht allein die heiligen und rechtmäßigen Bande, die sie an ihren Gemal knüpften, sondern auch ihre Abneigung gegen ihren ersten Freund von der er unbezweifelte Proben habe, ihm jede Hoffnung verböten.

Er las den Brief in der heftigsten Bewegung. Sein Inhalt, Mariens Gegenwart, Alles vereinigte sich, einen Strahl der Hoffnung und Freude in dieß zerrissene Herz zu senken; doch sah ich wohl, daß jene trübe Vorstellung, er müsse sich von seiner Gemahlin trennen, noch nicht ganz verschwunden war. Indessen erhielten wir so viel, daß er mit uns nach dem Gasthose zurückkehrte. Auch war das wohl um Mariens willen nothwendig, deren Besinnung und Leben von Arthurs Gegenwart abzuhängen. Deren Wesen nur von seinem Hauche beseelt zu sein schien. Auf diese Ansicht machte ich ihn aufmerksam, ich zeigte ihm, wie seine eigene Gesundheit von gewohnter, liebevoller Pflege gelitten hatte, ich schilderte ihm, was seit seiner Flucht mit Marien vorgegangen war, und ich sagte ihm geradezu, daß er keine Pflicht, ja kein Recht habe, zwei Leben auf's Spiel zu setzen, um Einen Menschen vielleicht glücklich zu machen, daß sein ganzes Verfahren mit Marien, von seiner Heirath an bis jetzt, vermessen und tollkühn gewesen, und daß der kurzichtige Mensch sich nicht erühen dürfe, in die Fäden des Schicksalgewebes einzugreifen, und wie ein höher waltender Geist mit Anderer Glück zu spielen. Diese Vorstellungen, die auf sein



noch krankes Gemüth wirkten, Mariens Liebe, ihre Gegenwart, seine Leidenschaft für sie, und die Sehnsucht nach Glückseligkeit, die doch auch in der Trübsinnigen Brust lebt, brachten ihn nach und nach zur richtigen Erkenntniß seiner Lage.

Er fand nach einigen Tagen harter Kämpfe mit dem, was er seinem Freunde schuldig zu sein glaubte, doch endlich, daß er dieser Forderung des Zartgefühls und der Freundschaft durch sein freiwilliges, ernstliches Opfer ein Genüge geleistet, und daß die wunderbare Fügung, durch welche wir ihn gefunden und an der fernern Ausführung seines Vorhabens gehindert hatten, ein Fingerzeig des Himmels sei, der ihn wieder in seine rechte Bahn zurückweise.

Seitdem ist wieder Friede und Einheit in sein Herz, und durch ihn das schönste Glück über uns Alle gekommen. Marie lebt an seiner Seite auf, er selbst entblüht wieder zu aller Jugendkraft und Freudigkeit, wie in seinen ersten Jünglingsjahren. Wir sind nach Freienberg zurückgekehrt. Alle kranken hypochondrischen Vorstellungen sind verschwunden. Arthur lebt und handelt als ein glücklicher Hausvater, unter seiner Leitung sprießt ein Paradies um die Glücklichen empor. Willbach hat geschrieben. Er scheint auf seinen Reisen, wo er den Freund mit schönem Eifer suchte, Etwas gefunden zu haben, was ihm Mariens Verlust ersetzen kann. So ist auch der letzte Stachel aus Arthurs Brust genommen, er hat seinen Freund beschworen, wenn es die Ruhe seines Herzens erlaubt, mit seiner Neugewählten nach Freienberg zu kommen, Alles mit ihm zu theilen und künftig nur Eine Familie mit ihm auszumachen.

---



1000  
1000  
1000  
1000  
1000  
1000  
1000  
1000  
1000  
1000

1000  
1000  
1000  
1000  
1000  
1000  
1000  
1000  
1000  
1000

64651693



